

KÜNSTLICH

BDA

4.11

KÜNSTLICH

INHALT

- | | | | |
|----|---|----|---------------------------------------|
| 4 | Ein Wort voraus
<i>Monica Hoffmann</i> | 29 | Vom Bauen |
| 6 | Baukasten Retorte
<i>Erwien Wachter</i> | 36 | Sieben Fragen an
<i>Peter Kaup</i> |
| 9 | China – Reisenotizen
<i>Fritz Hubert</i> | 38 | BDA |
| 14 | Aufgepasst
<i>Klaus Friedrich</i> | 44 | Lesen – Lust und Frust |
| 15 | Fundstück zum Thema | 46 | Persönliches |
| 15 | In eigener Sache | 50 | Notiz |
| 16 | Pro | 54 | Impressum |
| 20 | Contra | | |
| 22 | Kritik der Kritik IX
<i>Wojciech Czaja im Gespräch</i> | | |

EIN WORT VORAUSS

In der Antike stand der Begriff Kunst für herausragendes Können, für eine besondere Kunstfertigkeit beim handwerklichen Herstellen von Dingen. Seit dem 18. Jahrhundert – so steht im etymologischen Lexikon – erfuhr das Wort Kunst eine Einengung auf eine künstlerische Betätigung, die ihren Zweck in sich selbst hat, und auf den Gegensatz zu dem Begriff Natur.

Das Adjektiv künstlich hat nach allen erfahrenen Veränderungen nichts mehr mit kunstvoll oder einer Kunstgattung zu tun, sondern wird definiert als Negation in der Bedeutung von nicht natürlich, auf nicht natürlichem Weg hergestellt. Insofern ist das Bauen von Natur aus etwas Künstliches.

Erwien Wachter beleuchtet die philosophische Sicht auf das Künstliche und kommt zu dem Schluss, dass alles in Bewegung sei und in der Architektur nicht nur kein Unterschied mehr zwischen Künstlich und Natürlich existiere, sondern das Künstliche zum natürlichen Prozess werden könne (Seite 6). In eine ganz andere Welt entführt uns Fritz Hubert mit seinen Erinnerungen an China und verblüfft den Leser mit den Ausmaßen des neuen Bauens im Gegensatz zum alten, langsam Gewachsenen (Seite 9). Klaus Friedrich rüttelt mit seinem Beitrag über so locker dahergesagte Modewörter und Worthülsen auf – mit Erfolg, so ist zu hoffen, denn noch immer ist die deutsche Sprache eine äußerst vielfältige und lebendige, mit der die Welt trefflich erfasst werden kann (Seite 14).

Das Wort künstlich hat aber noch eine andere Bedeutung als den Gegensatz zum Natürlichen. Es hat auch etwas mit vorgetäuscht zu tun, mit einer Irreführung unserer Wahrnehmung. Ich denke, da werden wir angesichts der rasanten Entwicklung der Technik noch

so manches Mal ins Staunen geraten und ob unseres Staunens am Ende vielleicht doch wieder bei der ursprünglichen Bedeutung von Kunst landen.

Monica Hoffmann

KÜNSTLICH

BAUKASTEN RETORTE

Erwien Wachter

Künstlich, was ist das? Eine Antwort finden wir bei Herta Müller: Kunst sei etwas Künstliches, sie aber sei nicht Realität, und die Realität sei nicht Kunst. Was ist aus diesem Gedanken der Schriftstellerin zu folgern? Wir müssten konstatieren, dass das natürlich Entstehende eine Realität darstellt, die sich von künstlicher Herstellung unterscheidet. Wir müssten weiter folgern, dass sich auch mit Baukunst, angenommen sie sei eine Kunstform, weiter sogar mit jeglichem Bauen das Merkmal der Künstlichkeit verbindet und somit keine Realität darstelle. Was aber ist dann das Gebaute, die Baukunst insbesondere – eine Fiktion etwa?

Festzustellen ist, dass Gebäude oder Bauten jeglicher Typologie nicht selbstständig aus sich heraus wachsen – bis heute jedenfalls noch nicht – und von jeher einem Prozess der Herstellung unterliegen, der von geistiger Leistung geprägt wird. Aber baut die Natur nicht auch Gehäuse kluger Art, oder bauen Lebewesen verschiedenster Spezies nicht auch Nester, Behausungen, Netze oder vieles mehr, was wir als intelligent bezeichnen? Ist es dann nicht naheliegend, den Gegensatz natürlich und künstlich als lebensfördernde Notwendigkeit und komfortable Verfügbarkeit von Ressourcen zu interpretieren?

Subsumiert der Begriff Kunst eine individuelle Interpretation der Erfahrung menschlicher Existenz, dann steht die Künstlichkeit dagegen als Ausdruck einer scheinbar entbehrlichen Kontrolle im Raum unbegrenzter Möglichkeit, in dem der Fortschrittsglaube das Natürliche dominiert. Dumm wäre es daraus den Schluss zu ziehen, dass die Natur ihre Grenzen habe, wir dagegen als intelligente Wesen im Grenzenlosen schadlos wirken könnten.

Werfen wir zunächst einen Blick in die Evolutionsgeschichte. Gilles Deleuze beginnt seine Betrachtungen dazu im Nomadischen, quasi dem Ortsindifferenten, und setzt dafür den

Begriff vom „glatten Raum“. Dem Auftreten des sesshaft gewordenen Menschen ordnet er aufgrund der Spuren des sichtbaren Wirkens einen „gekerbten Raum“ zu. In diesen Metaphern von Deleuze identifizieren wir eine Entwicklung vom Natürlichen zum zunehmend Künstlichen. Es ist unverkennbar, dass im „glatten Raum“, als Metapher für das Natürliche gesetzt, sich höhere Ordnung, Gleichmäßigkeit und Konstanz verankern lassen, obwohl dennoch entscheidende historische Veränderungen ausgelöst werden. Der „gekerbte Raum“ dagegen wird durch das ständige Einwirken des sesshaften Menschen variabel, unregelmäßig, nicht festgelegt und so zum offenen Spielfeld des Künstlichen, schließlich zur Bühne des Exzessiven.

In der ständig zunehmenden Vermischung beider Erscheinungen, sozusagen im Werden und Vergehen, vom Wandel der Natur zur Kultur und schließlich zur Apokalypse Zivilisation und zurück, bestimmt sich ihre jeweilige Existenz. Trotz dieses simultanen Zusammenhangs – „der glatte Raum wird unaufhörlich in einen gekerbten Raum überführt; der gekerbte Raum wird ständig umgekrempt und in einen glatten Raum zurückverwandelt“ – werden wechselnde historische Räume nie in ihrer Unterscheidbarkeit aufgelöst. Unsere heutige Wahrnehmung zeigt uns somit eine Welt, die sich weniger als ein durch die Zeit entwickelndes großes Ganzes erfahren lässt, sondern eher als ein Netz, das seine Punkte immer neu verknüpft. Deleuze sieht demnach unsere Welt „... zwischen den anhänglichen Nachfahren der Zeit und den hartnäckigen Bewohnern des Raumes ...“, als eine Art Konfiguration, in der sich das „nebeneinandergestellte, einander entgegengesetzte, ineinander enthaltene“ zwischen dem „was man die Zeit und was man die Geschichte nennt“ darstellt. In dieser Verknüpfung gewinnt das

Künstliche einen veränderten Stellenwert und lässt sich nicht mehr als Gegenbegriff zum Natürlichen verankern. Es fragt sich, ob die so legitimierte Künstlichkeit als solche eine Grenze hat, oder wo sie über alle Begrenzungen hinaus als Werkzeug von Anmaßung und Willkür dient? Dieser Frage insbesondere im Zusammenhang mit der Architektur nachzugehen, führt uns zu einer neuen Bedeutung von Materialität, von ideellen Ansätzen und von formalen Ausdrucksweisen, deren Erscheinungen sich heute mehr den je spektakulär aufdrängen.

Die Naturwissenschaften widmen sich seit langem der Erschaffung künstlichen Lebens. Technische Konstruktionen des Menschen erhalten Eigenschaften, die bisher dem Lebendigen vorbehalten waren. Selbstreparatur, Selbststeuerung, Lernfähigkeit, Selbstreproduktion und künstliche Evolution beherrschen das Denken der Hightechwirker. Die absolute Realität der Natur wird darin zunehmend aufgehoben und markiert sinngemäß das Ende der tradierten Wahrheit. Natur und Künstlichkeit fusionieren zur Auflösung ihrer Gegensätze, die Grenzen zwischen „Natürlichem“ und „Künstlichem“ verschwimmen.

Ausdruck findet diese Entwicklung im sichtbaren Verschmelzen von Naturelementen und Architektur. Die Natur wird in dieser Konsequenz als künstliches wie künstlerisches Element verstanden, mehr noch, sie wird manipuliert, transformiert und reproduzierbar eingesetzt. In letzter Konsequenz wird Natur dadurch autonom und selbst ihre Zugehörigkeit als Vegetation zum Boden aufgehoben. Durch das unmittelbare Einbeziehen organischer und lebendiger Materie treten neben bereits bekannte architektonische Ausdrucksformen bildhafte Transformationen von Naturformen mittels scheinbar allfähiger Konstruktionen und synthetischer Stoffe. Neben inszenierten Skihängen in Großhallen, Kletteranlagen in bizarren Turmbauten, Wanderwegen in Baumwipfeln, exponierte Aussichtsplattformen über nervenkitzelnden Abgründen oder Strandanlagen inmitten unserer Städte zeigen sich unübersehbar auch Tendenzen zur „Verlandschaftlichung“ von Gebäuden. Verformungen von Bodenplatten lassen Räume entstehen, die mittels künstlicher Topographie ein heterogenes Kontinuum bilden oder durch Einsatz von semipermeablen Membranen, der Bionik und der Nanotechnologie sich neu definieren lassen. Durch Einbeziehen der Natur als „Material“ wird Amorphes, Unberechenbares und Formloses Ausdruck architektonischer Erscheinungen. Diese Entwicklung weitergedacht initiiert Prozesse, in denen beispielsweise natürliche Vorgänge wie Verwittern, Verrosten und Verwesen einer konkreten Formbildung die Kontrolle entziehen und sich so des „Bauwerks“ als Indikator von Umweltbedingungen bedienen. Dieser Paradigmenwechsel verdrängt „Build-to-last-Strategien“, die noch nach Bauten verlangten, die mit äußerster Sorgfalt aus hervorragenden Materialien hergestellt und langlebig konstruiert sind.

Kevin Kelly prognostiziert für unsere Zukunft: „... die Welt des Gemachten ... ist bald wie die Welt des Geborenen, aber autonom, anpassungsfähig und kreativ, aber auch in konsequenter Weise außerhalb unserer Kontrolle“, und Vilem Flusser sah schon 1988 die Veränderungen unseres Daseins durch die Biotechnologie: „Sie ist die Kunst, Lebendes künstlich zu machen und Künstliches lebend zu machen. ... Damit würde die Kunst tatsächlich ‚schöpferisch‘, nämlich lebensspendend werden, und nicht nur metaphorisch.“

Genug der Metaphern, genug der Fragen nach dem Künstlichen. Vielleicht eines noch: War nicht Herta Müller eingangs zitiert, Kunst sei etwas Künstliches, sie sei nicht Realität? Wie steht es nun zukünftig um unsere Realität, und was bleibt vom Künstlichen? Die Bereitschaft, sich von der Virtualität enterden zu lassen oder bei angebrachter Skepsis besser ein Migrantendasein zu pflegen, in dem wir temporär der im „Gekerbten“ verankerten Programmierung entweichen können, um gelegentlich, sozusagen flüchtig, wieder auf dem Humus des „Glatten“ in Ruhe zu nomadisieren?

CHINA – REISENOTIZEN

Fritz Hubert

Ein „braunes Heft“ reicht bei weitem nicht, um China zu erklären, zudem muss ich damit rechnen, dass es Widersprüche geben wird, denn jeder, der das Land bereist, sieht es anders. Und auch ich sehe es auf jeder meiner Reisen wieder anders als auf der letzten.

2003 **Chongqing**, irgendwo in der Mitte des Landes zwischen den Bergen am Rande des Yangtze. In der Flussschleife lädt das Altstadtquartier zum Schlendern zwischen den so typischen Hudongs, den zwei- bis dreigeschossigen Höfen für das Leben je einer Großfamilie. Es ist High Noon, aber dunkel wie am Nordpol im Winter. Auffällig sind die häufigen Betonsäulen, in die Menschen durch gläserne Türen ein- und ausgehen. Der Blick wandert hoch, die Betonsäulen tragen je ein Hochhaus, das erst in 15 Metern Höhe beginnt, um dann weitere 30 Geschosse aufzuragen. Mehrere Dutzend solcher Riesen über dem alten Fischerstädtchen. Die Sonne hat in der Tat keine Chance. Ich nenne Chongqing seitdem die Unterholzstadt.

In **Shanghai**: zwischen der Einkaufsstraße Nanjiing und einem Hochstraßengebilde von annähernder Wucht einer Autobahnschleife ist gerade wieder ein Claim neu abgesteckt, ca. 300 mal 300 Meter, vier Meter Bauzaun aus Blech, undurchdringlich. Eine Bautafel verkündet, dass man hier bald einen guten Ausblick haben wird. In Peking ist es mir erstmals so richtig aufgefallen, wie die Häuser stehen: Wohngebäude immer in geraden Zeilen, eine Seite nach Süden gewendet. Ein landesweites Baugesetz schreibt Südorientierung vor, was ja im Prinzip recht löblich wäre, wenn denn ga-

rantiert wäre, dass nicht im Süden ein genau solches Gebäude stünde, das für sich wiederum nach Süden orientiert ist. Eine weitere Regel verbietet den geraden Flachdachabschluss. Das Ergebnis sind goldene Kugeln, leuchtende Pyramiden, besinnliche Buddhatemple, das führt praktisch zu einer neuen Erlebnisebene. Was Chongqing unten hat, ist hier oben.

Irgendwie sehen doch die alten Wohnformen der Chinesen ganz anders aus. Es sind immer Höfe, ob in endloser Abfolge von Quadratformen oder auch als Rundlinge, immer ist das ZUSAMMEN das Lebenselixier Chinas gewesen. So haben es Konfuzius und Laotse, jeder auf seine Weise, festgehalten.

In **Peking** wurden die Straßen breiter, Sollmaß ca. 80 Meter, auf Straßenmitte immer ein Eisenzaun, um das Queren nicht schmackhaft zu machen. Wenn es einer trotzdem wagt, hat er keine große Chance. Die Fahrzeuge werden auch mit der Zeit bedrohlich größer. Was anfangs noch VW Jetta war, pendelt sich inzwischen bei Audi 6 und 8 ein, mit wachsender Tendenz Richtung Porsche, Bentley, Lamborghini oder Maybach in gestreckter Variante, durchaus mit vergoldetem Kühlergrill.

Ich habe mit der Zeit zahlreiche städtebauliche Entwürfe gesehen, die meisten eigentlich ziemlich gleich. Endlos längs schraffiert wegen der Südrichtung; die zugehörigen Masterpläne der Planungsämter zeigen sehr anspruchsvolle Flächendispositionen mit großen Grünzügen, Zentrenbildung, Wegenetzen, von denen dann in den Realplänen nicht so ganz viel übrig bleibt. Keine Rede von Low Rise – High Density, eher High Rise – High Prize, eine Fläche nach der nächsten. Mit einer Energie, die mir Schwindel erzeugt. Ich trage zwar den edlen Titel „Botschafter für Investment Promotion“, damit ich deutsche Investoren ins Reich der Mitte locke. Das ist ein paar Mal schon recht weit gediehen, endete jedoch jeweils an der mangelnden Prüfbarkeit der Realität. Sobald verinnerlicht wird, dass man in China kein Grundstück kaufen, sondern nur Nutzungsrechte erwerben kann, wird der Rückwärtsgang eingeschaltet.

Und die Kunst? Die Fabrik 798 in Peking, aufgelassenes Isolatorenwerk mit vorzüglicher Industriearchitektur der zwanziger Jahre, stand zur Parzellierung an, die Projektierung war abgeschlossen, die Realisierungsabsicht stand fest. Über Nacht besetzte eine Gruppe von Künstlern die Fabrikanlagen und machte sich sofort an die Arbeit. Wir fanden schonungslose, ja krasse Kunstaussagen, wie sie eben dem Künstler zustehen. Da stand ein rot angesprühter Militärlastwagen in seinen Einzelteilen hingeworfen wie nach einem Frontalzusammenstoß, Titel: „Auf der Straße des Sozialismus!“ Dann war da eine Tiefkühltruhe mit geöffnetem Deckel, voll gefüllt mit tiefgefrorenen Schafhirnen.

Auf einem Fußabstreifer war eine Pyramide von Druckerbuchstaben angehäuft, Titel: „Das kommunistische Manifest“. Der damals noch unbekannt Ai Weiwei montierte gerade seine Fahrradpyra-

mide. Und als besonderes Highlight: eine weiße Tafel, übersät mit kleinen roten Klecksen, die sich zur Umrisslinie eines Schweinekopfes verdichten. Beim näheren Hingehen werden die Kleckse zur Gestalt. Es sind kleine rote Chinesen-Mönche, die dem Schweinskopf zugebeugt sind. Die Wände waren mit verwitterten, meterhohen Buchstaben geziert „Folget den Worten des Vorsitzenden...“. Kai Strittmatter hat uns das gezeigt und später darüber in der SZ berichtet. Ich weiß nicht, was heute daraus geworden ist.

Unterschiedlichstes habe ich über die Aussiedlung der Bewohner erfahren, zumindest kenne ich jetzt das chinesische Zeichen für „Abbruch“, das kurz vor dem Auszug ans Haus geheftet wird. Die Bewohner wissen zum Teil nicht, wohin es geht, ob an den eigenen Stadtrand oder zur Aufbauhilfe in die innere Mongolei. Die Duldsamkeit des Chinesen ist legendär, aber hier finde ich keine rechte Deutung. Es gibt eine Regelung zur relativ großzügigen Abfindung für Zwangsauszug. Inwieweit dieses Geld ungebunden zur freien Verfügung steht, weiß ich nicht. Es gibt Vermutungen, dass es zur Anfinanzierung der Neubauhochhäuser verwendet wird. Doch abenteuerlichen Aussagen will ich nicht folgen.

Qingdao, die alte deutsche Stadt. Kaiser Wilhelm hätte schon lange gerne eine Kolonie in Ostasien gehabt. 1897 hat er die Gelegenheit ergriffen und drei Schiffe zum Zwecke der Eroberung ausgesandt. Die Chinesen dachten erst an einen Freundschaftsakt. Nun entstand eine deutsche Idealstadt, in wenigen Jahren hochgezogen. Mit dem ersten Weltkrieg war dann alles wieder zu Ende. Und genau diese Stadt mit ihren alten deutschen Häusern lieben die Chinesen über alles. Nun haben wir da ein Problem, denn diese Gebäude entsprechen nicht der neuentwickelten Wohnkultur.

Ich versuche so vorzugehen, wie ich es in Bayern tun würde, ganzheitlich, mit Verkehrsplanung, mit Sozialplanung. Und da ich einen Sozialplan nicht erklären kann, gehe ich einfach hinein in die Häuser, natürlich mit dem Planungsamt und mit Dolmetscher und befrage die Leute nach ihren Wünschen und erkläre den Auftraggebern, dass ich vorschlagen würde, die Leute hier zu lassen, als Handwerker, als Dienstleister und vor allem als angestammte Bewohner.

Im Frühjahr 2010 besuchte unser Ministerpräsident Horst Seehofer samt hochrangiger Delegation Peking und Qingdao. Ich nehme mein Tagebuch zu Hilfe: „...Yan hatte mir ein-gebläut, rechtzeitig zum Empfang durch den Parteisekretär Jiang Yikang zu erscheinen. Außer den chinesischen Honoratioren waren nur 20 deutsche Teilnehmer zugelassen ... Eine ganz ordentlich prominente Runde. Und ich da mittendrin. Eine freundliche Rede hin, eine freundliche Rede her, unzählige Fernsehkame- ras, Austausch von Geschenken, chinesisches Porzellan gegen Nymphenburger Porzellan, das eine als Drachen geformt, das andere als Löwe ... Währenddessen hielt Gerhard Schröder eine Rede vor den Kongressteilnehmern und pflanzte hinterher ein Bäumchen im alten Offiziersklub an der Zhongshanlu.

Die Zeitungen fragten später, wer jetzt wem die Show gestohlen hat ... Bald sickerte die Nachricht zu mir durch, dass die Security Horst Seehofer nur im abgedunkelten Audi fahren lassen wollte. Ich protestierte allerdings, weil ich ihn doch im Bus brauchte, wo ich die Erläuterungen geben sollte. Die Alternative wäre gewesen, zu ihm ins Auto zu steigen, was aber für die anderen nicht sehr erfreulich gewesen wäre. Ich arbeitete mich also durch bis zum Chef des Landeskriminalamtes Bayern, der persönlich den Schutz Seehofers übernommen hatte. Er sah mein Problem ein und dirigierte wieder um, nicht ohne noch zwei zusätzliche Bodyguards für den Bus vorzusehen, also die Leute, die sich bei Schießereien vor die Schutzpersonen werfen, also vor mich zum Beispiel! Großartige Vorstellung! ...

Dann kam die Nachricht, dass das Programm umgestellt sei und Horst Seehofer erst in der Universität eine Ehrenprofessur erhalten solle, und dass dann wahrscheinlich gar keine Zeit mehr für die Altstadt sei. Also nochmals Protest meinerseits, diesmal beim Organisationsboss des Auswärtigen Amtes von Shandong. Auch er sah meine Bedenken ein und teilte den Nachmittag neu auf. Ich glaube, dieses Durcheinander allein war schon Grund genug, die Strapazen der Reise auf mich zunehmen. Die wären sonst alle ganz brav hinter den Polizeivorgaben hergetrottet und hätten die Altstadt nur durch den Aufdruck auf den Servietten des Abendessens gesehen ... Schließlich standen vor dem Hotel, natürlich am Nebeneingang, zwei große Busse, drei schwarze Limousinen und zwei Polizeiautos. In meinen Bus kamen nur ausgewählte Personen, so das Ehepaar Seehofer, seine Exzellenz, der Botschafter der Bundesrepublik, der Münchner TU-Präsident, die Landtagsabgeordneten und die Presse ...

Das Blaulicht wurde eingeschaltet, und die Kolonne setzte sich in Bewegung, erst langsam aus der Hotelanfahrt heraus und dann ständig beschleunigend ... Achtung Leute, die Altstadt kann man nicht mit Tempo 120 anschauen, aber auf mich hört so ziemlich keiner mehr. Ich hatte aber während der Strecke Gelegenheit, die Geschichte von Kaiser Wilhelm zu erzählen und den bösen Deutschen und den Boxeraufständen. So nach fünf Minuten war es an der Zeit, den ersten Joke anzubringen, so zitierte ich meine Frage von früher, warum Qingdao die Altstadtsanierung mit einem Deutschen machen will, da wir doch damals nicht sehr freundlich zu den Chinesen waren. Die Antwort: ‚Das stimmt, ihr wart nicht sehr nett, aber nach euch kamen die Japaner, die waren noch schlimmer, deshalb lieben wir euch.‘ Jetzt lachte er, das Eis war gebrochen ...

Dann erzählte ich etwas von der damaligen Städtebaukunst und von den neu eingeführten abgeknickten Straßen, so dass sich nach jeweils 200 Metern der Blick wieder neu fängt. Der TU-Präsident wollte wissen, ob damit wirklich das Abknicken der Straße gemeint ist. Seehofer ergänzte: ‚Kapiert haben wir’s ja alle nicht.‘ Daraufhin konnte meine Antwort nur so lauten: ‚Wenn Sie

anfangen Fragen zu stellen, hast du's geschafft!' Jetzt lachten schon wieder alle, ich glaube, so war es ganz gut ... Ich erzählte so schwierige Sachen wie ganzheitliche Planung, Verkehrskonzept mit Fußgängerzone und Garagen und Sozialplan und arme Leute in der Stadt lassen, damit auch später noch Gurken verkauft werden und Schuhe repariert werden, also Eigenleistung der Mieter zur Reduzierung der späteren Miethöhe. Bei uns gängige Konzepte, in China allerdings völliges Neuland ...

Mir ist schon schwindlig, dabei hätte ich noch so viel zu erzählen. Über das Drama vom „German Style“, gegen das ich immer verbissen kämpfte. „No, original German, not German Style“. Aber sie wollen halt gerne Neuschwanstein selbst bauen. Und eine Barockkathedrale auch noch. So kommt es schon mal vor, dass ein Imbisskiosk Schweifgiebel erhält mit der Hinweistafel „German Style“.

Noch ein Wort zu chinesischer Kunst, die bisher vor aller Welt im Verborgenen geblieben ist. Jeder kennt die Tonarmee von Xian. Aber es gibt noch Anderes, zum Teil erst vor kurzem entdeckt und ausgegraben. Ein Armeegeneral hat während seiner Dienstzeit seine Soldaten flächendeckend buddeln lassen und etwa hundert Ehrensäulen aus der Han-Dynastie (ca. Jahr 0) aufgetrieben. Von einer solchen Feinheit gearbeitet und von einer Unversehrtheit, dass ein Museum für jede Säule einen Wachposten aufstellen würde. Der General hat alles in einer Kraftfahrzeugunterstellhalle untergebracht, gesichert mit einer Eisenkette mit Abus-Vorhängeschloss. Dann, wenn er Zeit hat, macht er ein paar Abdrücke auf Büttenpapier. Ich durfte alles anfassen.

Dann gab es da einen Bauern auf einem Feld irgendwo in der Provinz Shandong, der bei dem Versuch, einen Brunnen zu graben, auf eine merkwürdige Grabstelle gestoßen ist: etwa 8000 v. Chr. (unbelegt) gab es hier ein Königreich mit einem Pferdeliebhaber als Herrscher. Er hat verfügt, dass mit seinem Tod seine 160 Lieblingspferde mit ihm bestattet werden, bei lebendigem Leibe, sie liegen dort wie ein Reißverschluss sortiert. In Doppelreihe, alle in gleicher Lage, das linke Vorderbein über die Schulter des nächsten Pferdes gelegt. Einige der Pferde ziehen noch Streitwagen hinter sich. Mein Geschichtsverständnis gerät ins Wanken. Doch auch das ist China. Welche Knochenbotschaft!

Ab und zu brauche ich eine Pause, doch dann fahre ich wieder hin. Ich brauche die Chinesen, ihre Vielfalt, ihre Undurchschaubarkeit und ihre Freundschaft. Es gibt die Titel Freund, alter Freund und ganz alter Freund. Ich bin Freund, das ist, glaube ich, vom Rang her das Wichtigste. Und mein chinesischer Name, der mir vor einigen Jahren verliehen wurde, ist Lao-Hu, das heißt ALTER MANN.

AUFGEPASST

Klaus Friedrich

Man begegnet ihnen auf Schritt und Tritt. Den Worthülsen, Sprechblasen, verbalen Hundehaufen. Einmal nicht aufgepasst, schon hineingetreten. Und dann stinkt es eine Ewigkeit, weil man das Zeug nicht mehr los wird. Es klebt an der Hacke und sitzt in den kleinsten Ritzen. Ist mir selbst auch schon passiert.

Im Studium waren es die Entwurfspräsentationen, die mit „also, städtebaulich...“ begannen und dem Zuhörer schon im ersten Satz offenbarten, dass es kein Unten und Oben gab. Der Beliebigkeit der Sprache folgte zumeist ein Einerlei aus räumlichen und formalen Versatzstücken. War es jedoch recht hübsch drapiert, roch man den Braten nicht sofort. Es folgten die Erläuterungsberichte bei Wettbewerben. Hier sind es selten die Fachbegriffe, die das Fass zum Überlaufen bringen sondern die Satzkonstruktionen. Es passiert jedem, der es zu gut meint. Möglichst viel Information soll auf engstem Raum verpackt, nichts vergessen werden. Das Produkt sind Schachtelsätze, die wie Blei im Magen liegen – im besten Fall gut für einen herzhaften Lacher.

Jüngst hinzugekommen ist die Nachhaltigkeit. Sie klingt zunächst schön und entpuppt sich bei genauem Hinsehen doch als faules Ei. Häuser sind auf einmal nachhaltig. Das waren sie in den vergangenen 2000 Jahren nicht. Besonders die, die immer noch stehen. Der Begriff ist wie eine Währungsreform, nur ohne Anlass. Alle Parameter und Kriterien, die sich heute kunstvoll auf den Begriff der sogenannten Nachhaltigkeit projizieren lassen, fanden bereits vor seiner Einführung Berücksichtigung in der Architektur. Die Dauer-

haftigkeit eines Gebäudes, die Möglichkeit, es an sich verändernde Nutzungen anzupassen, die sorgsame Wahl der Ressourcen bei seiner Herstellung, Fragen zur Energiebilanz bei Herstellung und Betrieb. Die Liste ließe sich beliebig fortsetzen. Stattdessen: Nachhaltigkeit. Jeder nickt und keiner weiß, was genau gemeint ist. Synergien entstehen. Jeder ist zufrieden, jedem ist geholfen.

Ein letztes beliebtes Beispiel: Neuerdings werden Dinge, manchmal auch Häuser „verortet“. Noch besser ist die „Verortung“. Substantive klingen wissenschaftlicher. Sie strahlen fachliche Souveränität aus. Helfen uns, zu überzeugen. Helfen, uns zu überzeugen – von dem, was wir eigentlich beabsichtigen zu sagen – können sie nicht.

Haben Sie heute schon Ihre Anmerkungen „vermailt“, Termine „gekänzelt“ oder Mitteilungen „gepostet“? Nicht? Lassen Sie es. Schreiben Sie lieber, sagen ab und streichen den Wortmüll aus dem Sprachgebrauch. Ich zähle auf Sie!

FUNDSTÜCK ZUM THEMA

aus Orlando Figes, Nataschas Tanz – Eine Kulturgeschichte Russlands

„... Für die Slawophilen stellte Peters Stadt ein Symbol des katastrophalen Bruchs mit der Heiligen Rus dar, für die Westler war sie ein Zeichen des Fortschritts im Zuge der Europäisierung Russlands. Für manche verkörperte sie den Triumph der Zivilisation, die Unterwerfung der Natur durch Ordnung und Vernunft; für andere war sie ein monströses Gebilde, ein auf menschlichem Leid erbautes Reich, das dafür mit einem tragischen Fluch belegt war. Vor allem Gogol war es, der das Bild von der Stadt als einem Ort der Entfremdung prägte. Als junger ‚ukrainischer Schriftsteller‘, der in der Hauptstadt ums Überleben kämpfte, wohnte Gogol unter den kleinen Beamten, deren literarische Entsprechungen seine Petersburger Erzählungen (1842) bevölkern. ... Gogols Petersburg ist eine Stadt der Illusionen und des Trugs:

‚Oh, glaubt diesem Newskij-Prospekt nicht! Alles Täuschung, alles nur Traum, alles nicht das, was es zu sein vorgibt! ...‘ warnt er in ‚Newskij-Prospekt‘, der ersten seiner Petersburger Erzählungen. ‚Dieser Newskij-Prospekt

lügt rund um die Uhr, aber am dreistesten dann, wenn sich die Nacht wie ein dicker Flor über alles breitet und das Weiß und Hellgelb der Häuserwände heraustreten läßt, wenn die ganze Stadt sich in Lärm und Geflimmer auflöst ... und wenn ein Dämon in Person die Lampen anzündet zu dem einzigen Zweck, alles in einem falschen Licht erscheinen zu lassen.‘

Im Schatten dieser gleißenden Parade pendeln Gogols ‚kleine Leute‘ zwischen ihren Büros in riesigen Verwaltungsgebäuden und den ebenso seelenlosen Mietshäusern, in denen sie – selbstverständlich allein – wohnen. Gogols Petersburg ist ein gespenstisches Abbild der wirklichen Stadt, die albtraumhafte Vision einer Welt ohne jedes Erbarmen, in der lediglich menschliche Gier und Eitelkeit gedeihen können. ...“

IN EIGENER SACHE

Die BDA Informationen 1.12 befassen sich mit dem Thema „laut“ Und wie immer freuen wir uns über Anregungen, über kurze und natürlich auch längere Beiträge unserer Leser.

Redaktionsschluss: 27. Februar 2012

PRO

MAXBURG

Michael Gebhard

Es gibt in München einen Innenhof, zentral gelegen, eingefasst von filigranen Fassaden einer optimistischen, freiheitsliebenden Epoche, in der auch die Architektur eine filigrane Luftigkeit erfasste. Dieser Hof also, in dessen Mitte eine Grünfläche liegt, an dessen nordöstlichen Ende ein heiliger Mann, von dem wir dank mangelnder religiöser Bildung nicht wissen, wie wir ihn nennen sollen, Wasser aus einem Fels entspringen lässt, das sich in ein flaches, ovales Becken ergießt, mit seinem permanenten Strahl eine kleine, dezente Geräuschkulisse erzeugt, dieser Hof war eine Oase der Ruhe und der optischen Kontemplation. Einer der wenigen öffentlich zugänglichen Innenhöfe dieser Zeit in München.

Hier kann man ruhig in der Sonne sitzen, Cafe trinken oder ein annehmbares, günstiges Mittagmenü, „businesslunch“ genannt, genießen, sofern man über die Gesellschaft von bosschic gekleideten Herrn mit Paragraphencharme hinwegsehen kann, was aber dank der Ausstrahlung des umfassenden 50er Jahre Ambientes ein Leichtes ist.

Es geht um die gute alte Maxburg in München. Die Maxburg von Sep Ruf und Theo Papst, mit dem BMW Pavillon, dem noch unverhandelten Landgericht mit seinem phänomenalen Atrium den sieben- und dreigeschossigen Randbauten, den durchgesteckten und beidseitig verglasten Geschäftsräumen auf beiden Längsseiten des Hofes, die ihm auch im Straßenraum der angrenzenden Straßen noch eine Präsenz geben.

Meinten vor etlichen Jahren noch nicht wenige, die Sanierung des in die Jahre gekommenen Pavillons sei durchaus gelungen und habe seinen Charakter weitestgehend bewahrt, so muss man aus heutiger Sicht eher sagen, dass der Pavillon jetzt genau dem Duktus der zwar technisch immer perfekteren, aber äußerlich wenig filigranen Potenzkutschen angepasst wurde, die dort ausgestellt werden. Insbesondere die Art der zugehörigen Fahrzeugpräsentation mit der zur Schau gestellten allradgespeisten Eventkultur leistet einen veritablen Beitrag in dieser Richtung.

Das also war der erste Anschlag unserer wohlstandssichernden Kraftfahrzeugindustrie auf den Geist der 50er. Lange ist es auch der einzig sichtbare geblieben. Doch da das Blech sich zur Mehrung unseres Wohlstandes ständig vermehren muss, sehen sich auch seine Anhänger immer wieder gezwungen, den Lebensraum

ihrer Lieblinge auszuweiten und ihnen einen angemessenen Platz ganz in ihrer Nähe zu sichern – koste es was es wolle. Man fühlt sich an Schoßhündchen erinnert, die mit ihrem Lieblingsdeckchen im Lieblingseckchen zu Füßen ihres sie gütig tätschelnden Herrchens kuscheln. Nur mit dieser außerordentlichen Liebe zu den Blechlieblingen lässt sich erklären, warum diese jetzt auch Einzug in den Hof der Maxburg halten konnten, unter dem, nebenbei bemerkt, die einst erste öffentliche Tiefgarage Münchens liegt. Da stehen sie nun, die glänzend polierten Hätschelkinder entlang des südlichen Randes, gleich hinter den transparenten Scheiben der durchgesteckten Ladenlokale unter den Arkaden. So kann, in bester Nutzung der architektonischen Qualitäten der Charme ihrer vielen Pferdestärken und ihr muskulös gestaltetes Blechkleid nicht nur im Hof, sondern auch noch im Straßenraum von den Passanten gewürdigt werden.

In der kulturellen Entwicklung der Menschheit werden der enge Kontakt und das symbiotische Zusammenleben mit Haustieren zu Recht niedrigeren Entwicklungsstufen zugeordnet. In der jahrzehntelangen Entwicklung des Verhältnisses zwischen Menschen und ihren Blechlieblingen haben diese es in der Gunst ihrer Besitzer so weit gebracht, dass

erstere ihnen, teils mit enormem Aufwand, eigene Behausungen errichtet haben, die sie von der ungeschützten Straße holten, ihnen einen geschützten Platz unter ihresgleichen bieten. In jeder Hinsicht eine kulturelle Errungenschaft, die den Einen etwas von der Last der permanenten Sorge um das Wohlergehen ihrer Lieblinge abnimmt, Andere vom Anblick der PS-starken Vorlieben Vorgenannter wenigstens zeitweise befreit.

Von Zeit zu Zeit jedoch scheint, wie in jeder alten Beziehung, das Verhältnis neu verhandelt werden zu müssen, da der Lebensraum für die Lieblinge doch stets zu knapp ist. Gerade eben hat die machtvolle Schutzorganisation dieser Spezies, der ADAC, in einer Studie zur Qualität von deren Wohn- und Aufenthaltsräumen darauf hingewiesen, dass die meisten, vor allem der älteren Behausungen, eine artgerechte Haltung kaum mehr zulassen. Die Lieblinge sind im Laufe der Jahre als Ausdruck zunehmenden Wohlstandes, vielleicht auch zu großer Empathie mit ihren geschwollenen Besitzern immer voluminöser geworden. Jetzt tun sie sich natürlich schwer mit den für schlankere Fahrzeuge einer besseren Vergangenheit bemessenen Ruhestellen. Sie scheinen sich unwohl zu fühlen, was in der Regel sogleich die Sorgenfalten ihrer Hätschelväter und -mütter bedeutend tiefer werden lässt. Deshalb, so könnte man vermuten, drängen sie wieder ins Freie und beginnen zunehmend in Räume einzudringen, die bisher anderen Benutzern zugedacht waren oder schon vor langer Zeit als blechbefreit angesehen werden konnten. Der Hof der Maxburg ist da nur ein, wenn auch sehr prominentes Beispiel, für den stets aufs Neue aufflammenden Verteilungskampf zwischen dem ständig wachsenden Anspruch der Blechlieblingsbesitzer und den Bedürfnissen nicht blechkonditionierter Stadtmenschen.

Es gibt in München eine Vorgartensatzung, die es zu Recht verbietet, dass Vorgärten als Parkplätze missbraucht werden. Da fragt man sich, warum es nicht möglich ist, den Hof eines so bedeutenden Baudenkmals wie der Maxburg von den Blechlieblingen zu säubern, sie wieder in die unter dem Hof vorhandene, unterirdische Behausung zurückzuscheuchen, und wenn da nicht genügend Platz sein sollte, ihre Besitzer zu veranlassen, sie einfach daheim in der vermutlich wohligwarm gestalteten Hütte vor dem Haus zu lassen.

WIR MÜSSEN DRAUSSEN BLEIBEN – das noch an manchen Geschäften zu sehende Hinweisschild für die Besitzer vierbeiniger Lieblinge sollte hier für die um Potenzen größeren vierrädrigen nicht minder gelten.

**JETZT ZAHLT SICH DAS
STUDIUM AUS:**
WWK BioRisk besonders
günstig für Akademiker.

Ein Angebot, das Akademiker jubeln lässt.
Erfahren Sie bei uns, wie auch Sie
von der starken Gemeinschaft der WWK
profitieren können.



Ihr Versicherungsmakler Büro Demharter

Telefon 0 89 / 2 28 53 44

Mobil 0 15 20 / 3 34 55 56

demharter@muenchen-mail.de

WWK

Eine starke Gemeinschaft

STREICHAKTION

Klaus Friedrich

Um es gleich zu sagen: ich bin dagegen. Gegen Streichaktionen jedweder Art. Neulich, auf dem Elternbeiratsabend zum Beispiel kam sie, die Streichaktion, als Punkt zwei der Tagesordnung. „Wann streicht der Rest der siebten Klassen mit den Eltern ihre Klasszimmer? Farbe hat das Baureferat auf Anfrage kostenlos zur Verfügung gestellt.“

Allen die jetzt glauben, es handle sich bei dem beschriebenen Vorfall um eines der neuen „P-Seminare“ irren gewaltig. Es war weder eine Aktion pädagogischen Ursprungs noch eine Vorbereitung auf das Praxisseminar der späteren Qualifizierungsstufe. Die Streichaktion ist eine von vielen stillschweigenden

Antworten auf die politisch gewollte Mangelverwaltung an Bayerns Schulen. Man träumt von der Exzellenzinitiative und probt die Aufrechterhaltung des Schulbetriebs im Ausnahmezustand. Durch das konsequente Streichen von Finanzmitteln und Personal in der Praxis.

Nachdem der Anteil der Eltern mit einschlägiger Sanierungserfahrung aus Elterninitiativen im Kindergartenbetrieb beständig zunimmt, ist dies vielleicht das Modell der Zukunft für die weiterführenden Schulen. Schlankere Bauunterhaltskosten durch mehr ehrenamtliche Handwerkstätigkeit der Eltern? Dürfen wir uns demnächst freuen, marode WC Anlagen ohne Belastung des Bauetats selbst zu sanieren? Möbel durch Spenden anschaffen und ausfallenden Unterricht nach dem amerikanischen Modell des Homeschooling zu kompensieren?

Der eloquente bayerische Kultusminister hält dafür warme Worte bereit: „Zum Abbau von Unterrichtsausfall setze er auf den engen Dialog mit Schulleitern, Lehrkräften und Eltern.“ In der Sprache der Politiker heißt das: „Konsequente Sicherung des Unterrichts im Sinne einer verlässlichen Schule“.

Danke fürs Verlassensein – von allen guten Geistern!

Alte Keller in neuem Glanz mit dem I-Bausystem®

Die beste Art schnell und preiswert feuchte Keller nutzbar zu machen. Aufgaben, die nur Fachleute gründlich und dauerhaft lösen können.

*Feuchte Wände? Mauersäge?
Trockenlegung? Hausschwamm?*

*Isar Bautenschutz GmbH
Reisingerstr. 10
85737 Ismaning
Tel. 089-96 20 04 09
Fax 089-96 20 04 11
bromm@isarbautenschutz.com
www.isarbautenschutz.de*

*Wir sind die Spezialisten für Mauertrocken-
legung und Partnerbetrieb von Meisterring*

WOJCIECH CZAJA IM GESPRÄCH

Haben wir beim letzten Mal noch mit einem deutschen Urgestein der Kritik gesprochen, so soll diesmal der Blick wieder über den Tellerrand der bundesrepublikanischen Architekturkritik hinausgehen. Wir sprechen mit dem Wiener Kritiker und Journalisten Wojciech Czaja, der 1978 in Ruda Slaska, Polen, geboren wurde, seit 1981 in Wien lebt, vor der Aufnahme seiner jetzigen journalistischen Tätigkeit Architektur studierte und mehrere Jahre als Architekt tätig war. Einigen ist er sicher längst durch seine zahlreichen Texte für Tageszeitungen (Der Standard) und insbesondere für die deutsche Fachpresse wie Baumeister, Detail, build etc. bestens bekannt. Wir sprechen mit ihm unter anderem über die Macht der Architektenbilder, das Verhältnis

von Architekten und Kritikern, die Bedeutung der Kritik in Tageszeitungen in Österreich und Deutschland und sein Tempo beim Schreiben.

Das klassische Werkzeug des Kritikers ist immer noch das Wort, die Sprache. Damit muss er sich in einer bildlastigen Welt behaupten. Hat die überbordende Bildlastigkeit einen Einfluss auf ihre Sprache als Kritiker?

Ich glaube, dass ich die Sprache eher dem Projekt als den Bildern selbst anpasse. Wenn ich beispielsweise einen geförderten Wohnbau bespreche, dessen Qualitäten erst auf den zweiten oder dritten Blick erkennbar sind, ist die Sprache sicher eine andere, als wenn ich über ein Coop-Himmelb(l)au- oder Zaha-Hadid-Projekt schreibe. Der Unterschied resultiert also weniger aus dem Bild, als mehr aus dem Bildmotiv.

Der Kritiker steckt in einem Dilemma. Er muss mit seiner Sprache aufgrund eigener Anschauung dem Leser seinen Eindruck vermitteln. Die Illustration seines Textes muss er aber meist mit den vom Architekten gelieferten Bildern bestreiten, die genauestens dessen Sichtweise ausdrücken. Wie lässt sich damit umgehen?

Die Fotos sind oft ein Problem. Bleiben wir ganz plakativ bei den Projekten der Großarchitekten Coop Himmelb(l)au. Bei Gebäuden, die so sehr auf eine visuelle Wirkung, auf ein Augenspektakel hinczielen, halte ich für es legitim, tote, unbelebte und menschenlose Architekturbilder zu verwenden. Das Bildmotiv ist in diesen Fällen meist schon so stark, dass man sich automatisch hineingezogen fühlt – hoffentlich auch als Leser. Damit zu arbeiten ist für mich kein Problem. Schwierig wird es bei Projekten, die auf den ersten Blick nicht so aufregend sind, dafür aber andere, verstecktere Qualitäten haben. Das können Platzgestaltungen oder Wohnbauten, Kindergärten oder auch Schulen sein. Hier mit dem Material der Architekten zu arbeiten, auf deren Fotos oft eine Realität abgebildet wird, die nicht der Wirklichkeit entspricht – sprich keine Menschen zu sehen sind, Mistkübel wegretuschiert wurden, der absolute Fokus auf dem geometrischen Spiel der Flächen und Formen liegt – kann sehr problematisch sein.

Wenn die Architekten sich der Macht professionellster Bilder bedienen, wäre da nicht das billige, sozusagen subversive Bild ein gutes Gegenmittel?

Das habe ich noch nie gemacht. Ich möchte mich lieber auf eine durchgängige, konsequente Bildsprache fokussieren. Wenn ich etwa Fotos von zwei unterschiedlichen Architekturfotografen sowie Schnappschüsse des Architekten zur Verfügung habe, verwende ich das Bildmaterial, das besser zum Projekt passt und von dem ich annehme, dass es für einen Außenstehenden attraktiver wirkt.

Es gibt den Vorwurf, Architekten und Kritiker ständen sich heute viel zu nahe und diese Nähe würde den Blick des Kritikers einfärben. Müssten Architekten und Kritiker eine größere Distanz wahren?

Ich spreche jetzt über meine Arbeit beim Standard, da diese etwa die Hälfte meines Schaffens ausmacht. Ich möchte keinesfalls klassische Architekturkritik machen, weil ich unter anderem das Gefühl habe, dass das für eine breite Leserschaft völlig uninteressant ist. Nach Möglichkeit möchte ich mich mit öffentlichen Projekten mit einem gewissen Impact aufs soziale, wirtschaftliche oder politische Geschehen befassen und herausfinden, was diese Gebäude für Auswirkungen haben, warum sie gebaut wurden, wer von ihrem Bau profitiert, wie sie in der Bevölkerung aufgenommen werden etc. Dabei ist der Architekt natürlich eine ganz wichtige Bezugsperson. Ohne die Einbeziehung der Absichten des Architekten wäre eine Einbettung in so einen großen Kontext ziemlich sinnlos.

Ein wesentlicher Faktor der gesellschaftlichen Relevanz von Kritik scheint mir die Betrachtungsweise zu sein, die die Kritik auf die Architektur anwendet. Vorherrschend ist

diejenige, die Architektur in erster Linie als ästhetisches Artefakt betrachtet und beschreibt. Verkürzt das, obwohl es natürlich einem aktuellen Trend folgt, nicht gleichzeitig die Bedeutung von Architektur und damit auch die Relevanz der Kritik?

Natürlich kann auch einmal das visuelle Erscheinungsbild ein Kriterium sein, warum ich ein Projekt auswähle, um darüber zu berichten. Auf Dauer betrachtet würde dieser Ansatz allerdings zu kurz greifen. Das finde ich langweilig, da fehlt mir die Metaebene. Wenn ich als jemand, der Architektur studiert hat, als Architekt tätig war und mit der Materie tagtäglich befasst ist, einen derartigen Text lese und durch die Lektüre gelangweilt bin, frage ich mich: Was müssen sich erst jene Leser denken, die keinen so starken Zugang zur Architektur haben?

Ich glaube jetzt nicht, dass eine ästhetische Betrachtungsweise sich in der Beschreibung und Beurteilung von Gesimsen, integrierter Beleuchtung und dergleichen erschöpft. Da geht es durchaus um zumindest moderner anmutende Dinge wie Oberflächen, aktuelle Materialien und Formen, aber eben nur auf der ästhetischen Ebene.

Ich denke, man muss ästhetische Aspekte immer einordnen und kann sie nicht als Selbstzweck betrachten. Man hat beispielsweise Aussagen zu treffen, wie ein Bauwerk wirkt, wie es von Passanten wahrgenommen wird, oder wie aufwändig es war, es zu bauen. Zumindest in eine Kritik für eine Tageszeitung müssen solche Gedanken einfließen.

Manchmal und immer öfter scheint es mir, dass unabhängig von der architektonischen Qualifikation ihrer Autoren die interessanteste Kritik von außerhalb der Profession kommt. Also zum Beispiel von wortmächtigen Schriftstellern, ich denke da an Martin Mosebach und seine Kritik der Moderne. Braucht Kritik diese Beiträge als kontrapunktische Setzungen oder als Korrektiv?

In Österreich ist mir derartiges nicht bekannt. Ich habe einmal im Rahmen der in Österreich alle zwei Jahre stattfindenden Architekturtage eine Beilage für den Standard konzipiert. Dabei wurde für jedes der neun österreichischen Bundesländer je ein Journalist ausgewählt, der mit Architektur in der Regel nichts zu tun hatte, und eingeladen, über die jeweiligen Architekturprojekte zu berichten. In diesem einen Fall hat das sehr gut funktioniert. Ein anderes Mal habe ich das im Rahmen der Zeitschrift 91° More than Architecture versucht. Die Autoren waren dann beispielsweise Schriftsteller, Fotografen und Maler. Das Resultat war erstaunlich: Anstatt aus ihrer eigenen Perspektive zu schreiben, haben sich alle bemüht, die Bauwerke im Sinne einer Architekturkritik zu rezensieren. Herausgekommen sind zwar sprachlich gute Artikel, die inhaltlich aber eher langweilig waren.

Von außen gesehen kennen wir Österreich als ein Land, in dem im Verhältnis zu seiner Größe sehr viel an qualitätvoller, interessanter Architektur entsteht. Das müsste auch ein guter Nährboden für eine qualitätvolle Kritikszenen sein?

In Österreich hat vor ca. 15 Jahren ein interessanter Prozess eingesetzt: Junge Architekten haben begonnen, sich selbst zu organisieren und sich in der Öffentlichkeit bemerkbar zu machen. In kürzester Zeit ist eine Vielzahl an innovativer, interessanter Architektur entstanden. Das war in jedem Fall ein bedeutender Sprung nach vorne, um Architektur einem breiten Publikum nahe zu bringen. Über die Vielzahl dieser Projekte, deren Präsenz man sich schließlich nicht mehr entziehen konnte, hat die Architektur verstärkt den Weg in die Tageszeitungen gefunden. Ich glaube nicht, dass dieser Aufbruch die Kritik in den Fachmedien verändert hat, aber die Intensität der Diskussion hat dadurch – vor allem in den Nicht-Fachmedien – auf jeden Fall zugenommen.

Friedrich Achleitner meinte, dass er die Frage des Heranführens an und Vermittelns von architektonischer Qualität heute als viel bedeutender erachte, als das, was wir klassischerweise unter guter Kritik verstehen. Es gehe viel weniger darum Recht zu behalten als das Klima zu verändern, in der qualitätvolle Architektur entstehen und überleben kann. Teilen Sie diese Auffassung?

Ja, die teile ich zu 100 Prozent. Bewusstsein schaffen und Bewusstsein schärfen ist sehr wichtig. Ich bin jemand, der Artikel oft als Aufmunterung versteht und der wahrscheinlich öfter die positiven Aspekte herausstreicht. Scharfe Kritiken sind seltener anzutreffen.

Ich bemühe mich, in der Koordination der einzelnen redaktionellen Beiträge Themen zu finden, bei denen ich das Gefühl habe, dass sie einer Art Erklärung oder Einbettung in einen Alltag bedürfen. Mir ist wichtig, über einen längeren Zeitraum – auch für ein Laienpublikum – darzustellen, dass Architektur nicht so unwichtig ist wie viele glauben. Dass es ein gewisses Beeinflussungs-Tool ist, das Auswirkungen auf Leben, Verhalten und Zufriedenheit hat. Wissen Sie, Architektur ist als Materie in Österreich stark unterschätzt. Eine wichtige Aufgabe ist daher, auf die Potenziale des Bauens aufmerksam zu machen.

Diese sprachlich feinziselierte und differenzierte Betrachtungsweise eines Achleitner ist sicher ganz wichtig und stellt einen Fixpunkt in der Architekturrezension dar. Das Gegenstück dazu ist die kunstvoll geschwungene Kritikeraxt, die ich auch sehr schätze und für wichtig halte.

Ja, ich gebe Ihnen Recht, solche Axtartikel braucht es ab und zu. Erstens zur Auflockerung, zweitens drängt sich die scharfe Kritik bei manchen Themen unausweichlich auf, drittens kann man damit Leser auf einer anderen Ebene wieder zum Lesen begeistern. Mein

letzter Axtartikel war meine Rezension des Ground-Zero-Projekts am 10. September 2011 im Standard. Vielleicht möchten Sie sich einlesen und selbst beurteilen, ob das so einem Axtartikel, von denen sie sprachen, entspricht.

Was ist Ihnen ein besonderes Anliegen an der Kritik?

Im Laufe der Zeit hat sich bei mir eine persönliche Vision herauskristallisiert: Ich möchte das Thema Architektur in der Bevölkerung verankern. Ein klarer Beweis, dass dieser Zustand in Österreich noch nicht eingetreten ist, ist die Tatsache, dass das Berichten über Architektur noch kein selbstverständlicher Bestandteil des Kultur-, des Wirtschafts- oder Lokalteils ist. Ich denke da etwa an die FAZ oder die Süddeutsche Zeitung.

Ich wundere mich, dass Sie das so sehen. Von Deutschland aus betrachtet finde ich die spezielle Architekturseite weit beachtenswerter als einen irgendwie eingestreuten Artikel über Architektur im Feuilleton.

Ich finde die Art, wie die Architekturkritik in der FAZ oder auch der Süddeutschen Zeitung in die übergeordneten Themenbereiche eingebettet ist, sehr überzeugend. Diese Herangehensweise scheint mit selbstverständlicher als beispielsweise die Spezialseite zur Architektur, die im Standard einmal wöchentlich erscheint. Sie wird zwar von manchen Leuten gezielt gesucht, von anderen jedoch regelmäßig ebenso gezielt überblättert. Als bezeichnend könnte man die interne Blattkritik in der Redaktion anführen, bei der das

ganze Blatt redaktionsintern Tag für Tag besprochen und im Detail kommentiert wird. Sehr oft kommt es vor, dass der Architekturteil dabei völlig übergangen wird. Das sagt viel aus.

Zum Schluss noch eine Frage, die alle Schreibenden sicher interessiert. Wie lange brauchen Sie, um eine Kritik zu schreiben?

Wenn ich einen Superdrive habe, dann stehe ich um 5.00 Uhr auf, dusche, mache mir einen Kaffee und beginne dann um 5.30 Uhr zu schreiben. Manchmal bin ich dann um etwa 8.00 Uhr schon fertig. In diesem Fall benötige ich für einen ganzseitigen Artikel also zwei bis drei Stunden. Das kommt aber nicht zu häufig vor und ist nur dann möglich, wenn ich im Vorfeld bereits sehr gut und detailliert recherchiert habe. In der Regel ist es bei mir so, dass sich erst in der Auseinandersetzung, im konkreten Schreiben, herauskristallisiert, in welche Richtung sich der Artikel entwickeln wird. Für einen umfassenden Feuilletonartikel am Wochenende benötige ich ca. vier bis fünf Stunden. Wenn ich einen ganz schlechten Tag habe, habe ich auch schon acht bis neun Stunden an einem Text gearbeitet. Im Jahresdurchschnitt rechne ich mit einem Artikel pro Arbeitstag, also mit ungefähr fünf Artikeln pro Woche.

Das Gespräch führte Michael Gebhard.



Innenhafen Duisburg (NF 1)
Architekten: Foster and Partners London



ALPHATON®

MOEDING ZIEGELFASADE

Die **Moeding ALPHATON®-Ziegelfassade**,
der Maßstab für Wirtschaftlichkeit und
Wohnqualität,

das Fassaden-System der Zukunft.

-vorgehängt, hinterlüftet, wärme gedämmt-

Moeding Keramikfassaden GmbH
Ludwig-Girnghuber-Straße 1
84163 Marklkofen
Germany

Telefon +49 (0) 87 32 / 24 60 0
Telefax +49 (0) 87 32 / 24 66 9

www.moeding.de

SCHÖPFUNG UND NACHAHMUNG

Cornelius Tafel

„Phantasie haben heißt nicht, sich etwas ausdenken; es heißt, sich aus den Dingen etwas machen.“ Thomas Mann

Im Allgemeinen gelten Schöpfung und Nachahmung als Gegensätze. Europäische Erfinder belächeln und fürchten zugleich die asiatischen Lernkulturen, die den technologischen Vorsprung des Westens durch Kopieren aufzuholen suchen. Erfindungen werden vor Nachahmung durch Patente geschützt, mit denen die innovative Idee gewürdigt wird. Auch in der Kunst hat Nachahmung einen schlechten Ruf. Epigontum ist der schlimmste Vorwurf, den man einem Künstler machen

kann. Seit Giorgio Vasari gilt ein Künstlerideal, das mit der Eigenschaft der Originalität verbunden ist.

Darüber wird vergessen, dass Kunst in zweierlei Hinsicht ihre Wurzel in der Nachahmung hat. Kunst hat ursprünglich sehr viel zu tun mit der Abbildung von Wirklichkeit, zum anderen mit kultureller Nachahmung, in der bildende Künstler von anderen Künstlern lernen und so einen künstlerischen Diskurs aufnehmen und fortführen. Kulturelle Nachahmung nennen wir Überlieferung oder Tradition; beide Begriffe haben nicht gerade Konjunktur, obwohl das Gegenteil, der „Fortschritt“ dramatisch an Wertschätzung verloren hat und zumeist nur noch, wie an dieser Stelle, in Anführungszeichen gesetzt wird.

Für die Architektur als nicht abbildende Kunst ist kulturelle Nachahmung Voraussetzung für das Erreichen baulicher Standards in Typologie und Bautechnik: Bauformen werden gefunden, tradiert und weiter entwickelt. Bautechniken bauen auf Erfahrungen auf, die über Generationen erweitert werden. So hat sich Architektur traditionell entwickelt. Je nach Kultur und Klima haben sich klare Typen und Bauformen und Konstruktionstechniken herausgebildet.

Neben einer Klärung dessen, was sich bewährt hat, gehört zu einer solchen Auffassung vom Bauen vor allem eine Wertschätzung der Arbeit selbst. Wo nur Form und Idee etwas gelten, folgt Neuheit und Veränderung um jeden Preis. Umgekehrt gilt: wenn etwas gut gemacht ist, muss seine Form nicht unbedingt neu sein. Beispiele dafür sind traditionelle chinesische oder japanische Bauten ebenso wie europäische oder afrikanische Bauformen. Die Anforderungen an die Ausführung sind so hoch, das Ergebnis ist so stimmig, dass

Innovation zweitrangig erscheint; sie stellt sich, fast unbeachtet, schrittweise von selbst ein. „Man darf nur dann etwas Neues machen, wenn man etwas besser machen kann.“ Adolf Loos.

Es geht beim traditionellen Bauen darum, etwas, das man gelernt hat, worin man Meisterschaft erlangt hat, anzuwenden. Zugrunde liegt diesem Verständnis vom Bauen die Einheit von Entwurf und Ausführung. Der Prozess zählt soviel wie das fertige Ergebnis. Lernen und Ausführen bildet nicht nur Häuser, sondern auch die ausführenden Menschen selbst.

Wenn der Schrein von Ise alle 20 Jahre neu errichtet wird, dann nicht deshalb, weil er baufällig wäre. Der Vollzug der Arbeit ist ein wichtiger Teil des Lebensprozesses; er rhythmisiert das Leben in großen Intervallen. Lernen und Bildung geschieht durch Nachahmung, durch Nachvollziehen. Insofern ist nach chinesischem oder japanischem Verständnis ein Nachbau nicht zu beanstanden, wenn er gut gemacht ist, genauso wie der Zimmermann eines traditionellen Bauernhauses im Bregenzer Wald auch nicht daran gemessen wird, ob er einen originellen Grundriss entwickelt hat. Darin unterscheidet sich das Bauen

nicht von anderen Fertigkeiten. Wenn ein Mensch gelernt hat, perfekt zu schwimmen, wird man ihn ja auch nicht der Nachahmung des Schwimmlehrers bezichtigen.

In der westlichen Kultur gibt es seit der Renaissance eine Trennung von Entwurf und Ausführung; bereits in der Frührenaissance exemplarisch verwirklicht im Werk von Leon Battista Alberti. Doch trotz aller Wertschätzung für die Innovationskraft einzelner wird auch in der Folgezeit der Entwurf als etwas verstanden, das es zu erlernen gilt und daher anhand von Vorbildern vollzogen wird. Und weiterhin sind es hervorragende Praktiker (Balthasar Neumann, Karl Friedrich Schinkel, Gottfried Semper), die Architekturgeschichte schreiben, die ihre Entwürfe selbst in die Realität umsetzen, wenn auch zumeist nicht mehr eigenhändig. Daneben gibt es seit der Renaissance einen zweiten Zugang zur Architektur über die bildende Kunst, Beispiele sind Raffael, Gian Lorenzo Bernini, Peter Behrens bis hin zur De Stijl-Gruppe. Sowohl die eine wie die andere Herangehensweise kann schulbildend sein; gerade die Notwendigkeit, Konzepte auch konstruieren zu müssen, zwingt zum Austausch und zur Weitergabe von Kenntnissen. Die heutigen technischen Möglichkeiten, alles realisieren zu können, führen dazu, dass

tatsächlich auch alles Mögliche realisiert wird. Anything goes – aber wohin?

Dass grenzenlose Realisierbarkeit in solipsistische Zersplitterung der Architekturszenen mündet, ist eine neuere Entwicklung. Noch kennt die architektonische Moderne durchaus Fälle sehr weitgehender und eingestandener Abhängigkeit von bewunderten Vorbildern: Le Corbusiers Arbeiten fanden weltweit Nachahmung bei Architekten, die ihr Vorbild nicht verleugnet haben. Mies van der Rohe hat nicht nur in Chicago Schüler gehabt, die ihn auf hohem Niveau kopiert haben, sondern ebenso international (übrigens auch in München). Zu Frank Lloyd Wrights vielen Nachahmern (neben direkten Schülern) gehören so unterschiedliche Architekten wie Rudolf Schindler und Carlo Scarpa. Nicht zu vergessen auch die Bildung von Gruppen wie etwa Team X, Archigram und andere. Vor allem aber zeigten die Kongresse der CIAM, dass internationale Debatten durchaus zu greifbaren Ergebnissen und neuen Standards führen können; heutige UIA-Kongresse können keine vergleichbare Resonanz beanspruchen.

Dass auf regionaler Ebene so etwas wie die Bildung einer Schule auch heute noch möglich ist, zeigt das Baugeschehen in Vorarlberg oder in Graubünden. Es ist dort nicht so sehr das Festhalten am Althergebrachten, sondern die solide Arbeit am Bautechnischen, die ein Klima des Bauens erzeugt, die den (andernorts so oft ohne Erfolg beschworenen) Anspruch an Baukultur erfüllt.

Die Bildung einer Tradition oder einer Schule lässt sich nicht planen und erst recht nicht erzwingen. Und es ist ja nicht so, dass nicht ständig kopiert würde. Das Problem ist das uneingestandene

Kopieren, das Kopieren von Bildern statt von Konzepten, das einer echten Auseinandersetzung im Wege steht.

Betrachtet man Kunst, auch Baukunst, als Kommunikation, als allgemeinen Diskurs, dann wird deutlich, was an heutigen Architekturdebatten fehlt: nicht die Themen, sondern die Formen der Auseinandersetzung. Statt des über den Raum hinweg geführten Gesprächs, mit all seinen Möglichkeiten von Rede und Gegenrede, von Antworten, Anspielungen und Zitaten, hören wir gebaute und gesprochene Monologe, irgendwo zwischen Marktschreierei und Talk-Show. Den eigentlichen Diskurs überlassen wir einer ratlosen Öffentlichkeit.

NEOPALLADIANISMUS IN MÜNCHEN

Wilhelm Kückler

Im Englischen Garten, heute halb verborgen unter hohen Bäumen, steht nahe beim Chinesischen Turm eine Villa der besonderen Art. Erinnerung an den Neopalladianismus der USA, an die Herrenhäuser der Neuenglandstaaten (Ich verweise auf meinen Beitrag in Heft 3.11). Eine Assoziation nicht von ungefähr: der Bauherr war Amerikaner. Aber davon später.

Das Rumfordhaus

Ein ovales Hinweisschild am Bauwerk sagt nicht viel: „Rumford-Haus 1791 von Lechner“. Hatte der keinen Taufnamen? Lechners gibt's hierzulande einige mehr. Es wird wohl der „Ingenieur-Offizier“ Johann Baptist Lechner gewesen sein, von dem auch schon der Chinesische Turm sein soll, allerdings nach dem Entwurf eines anderen (Joseph Frey). Siehe Dehio.

Und wer war Rumford?

Sir Benjamin Thompson, später Reichsgraf Rumford, geboren 1753 in Woburn (Mass.), gestorben 1814 in Paris, war Physiker (Untersuchungen zur Entstehung der Reibungswärme), Staatsmann erst in englischen Diensten, danach in kurbayerischen, kurzum „ein universaler Geist“, wie der Brockhaus hinzufügte. Die „Rumfordsuppe“, älteren Münchnern noch ein Begriff, verweist auf sein soziales Engagement (Armenspeisung).

Sein Englischer Garten

München verdankt Rumford aber auch und vor allem anderen den Englischen Garten. Von ihm angeregt, dem Kurfürsten Karl Theodor das angestammte Jagdrevier in den Isarauen abgetrotzt. So entstand ab 1789 (nota bene: Ausbruch der Französischen Revolution!) der erste Volkspark des Kontinents. Idee und Konzept sind von ihm. Für die Landschaftsgestaltung verpflichtete er den Gartenkünstler Friedrich Ludwig von Sckell.

Die Villa im Park

Man versteht, dass Rumford sein Domizil inmitten seines Parks wählte. Die Villa ist schnell beschrieben: ein einfacher Baukörper auf rechteckiger Grundfläche, etwa doppelt so lang wie breit. Beide Hauptfassaden – dies das Besondere – identisch: neun Fensterachsen, die mittleren drei jeweils mit einem davor gesetzten Säulenportikus. Im Inneren verbindet die traditionelle Empfangshalle beide Eingänge.

Im Verzicht auf dekoratives Beiwerk und Konzentration auf das harmonische Ganze vermittelt diese Villa in toto den Eindruck von

Vornehmheit und angelsächsischem Understatement. Dies alles traue ich dem Lechner nicht zu. Ich bin mir sicher, dass hier der Bauherr auch sein eigener Architekt gewesen ist, ganz in der Tradition des Gentleman Designers (wie Burlington oder Jefferson). Wer mehr über ihn wissen möchte, empfehle ich die Biographie von George I. Brown: Count Rumford. Scientist, Soldier, Statesman, Spy (1999). Deutsch: Das abenteuerliche Leben des Benjamin Thompson (dtv 24342).

Palladio chancenlos

Neben dem heroischen Klassizismus deutscher Prägung hatte die intime Baukunst à la Palladio grundsätzlich kaum eine Chance. Die Claims waren abgesteckt. Kein Schinkel in Bayern, kein Klenze in Preußen! Aber beide hatten gleichzeitig bei Friedrich Gilly in Berlin studiert. Von Gilly finden sich im Nachlass des jung Verstorbenen zahlreiche Entwürfe für palladianische Villen. „Der Architekt Leo von Klenze als neuer Palladio“ (Winfried Nerdinger im Katalog zur großen Klenze-Ausstellung 2000). In dieser Tradition sah man ihn und er sich selbst auch. In seinen Anfängen „auffällige Orientierung an Palladio“ (Adrian von Buttlar).

Spurensuche

Als Vorbild für die quadratische Vierflügelanlage der Glyptothek glaubte man Palladios Palazzo Thiene in Vicenza heranziehen zu können, dessen Figuration seinerseits auf Giulio Romanos Palazzo del Tè in Mantua verweisen soll. Ich denke, auf einen solchen

Grundriss könnte man auch ohne Anleihen von allein kommen.

In München blieb der Neopalladianismus der Villa Rumford die Ausnahme. Es finden sich allenfalls Spurenelemente, wie etwa auf der schlichten Rückseite der Glyptothek in Gestalt der beiden seitlich angeordneten Serlianen und dem Säulenportikus inmitten.

Dehios Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler bescheinigt dem Prinz-Carl-Palais (1804 bis 1806) von Carl von Fischer den „Charakter einer palladianischen Gartenvilla“. Aber ein Portikus macht noch keinen Palladio. Dieser schon gar nicht: man steigt nicht hinauf zum Piano Nobile, sondern schlupft geduckt durch den Kellersockel ins Haus. Die Säulenvorhalle wird hier zum Problemfall. Ich hatte übrigens dieses Palais immer für einen Barockbau gehalten.

Im Ländle

Zum Schluss noch ein wenig Amüsement: Wer wusste, dass ausgerechnet die Schwaben über den getreuen Nachbau der Villa Rotonda verfügen, das volle Programm ohne Abstriche, viermal Portikus zuzüglich Freitreppe! In domi-

nanter Höhenlage unweit Stuttgarts? Es handelt sich allerdings um keine Villa, aber, wie man's nimmt, um eine Bleibe (auf Dauer): das Königliche Mausoleum auf dem Rotenberg.

Ja, doch, auch Württemberg war einmal ein Königreich, aber nicht von Gottes, sondern nur von Napoleons Gnaden. Es währte gerade einmal sieben Jahre. Da blieb diesem Zaunkönig nicht viel Zeit für diese wichtigste staatliche Baumaßnahme. Architekt war der auf die Schnelle zum Hofbaumeister avancierte Giovanni Salucci.

Die bayerischen Könige gleicher Provenienz und zeitgleicher Inthronisation (1806) schafften es dank Unauffälligkeit noch bis 1918. „Geh'n'S heim, Majestät. Revolution is.“



Berufshaftpflicht- versicherung für

- Architekten
- Ingenieure
- Generalplaner
- Sachverständige
- Projektsteuerer

Infos unter:

**ass
cura**

Architekten- und Ingenieur
Assecuranzmakler GmbH

Maurer / Dotzauer / Truchseß
Keltenring 7
82041 Oberhaching

T 089.64 27 57-0
F 089.64 27 57-79
info@asscura.de
www.asscura.de

**Fachmakler des Bund Deutscher
Architekten in Bayern**

SIEBEN FRAGEN AN

PETER KAUP

1. Warum haben Sie Architektur studiert?

Mein Zeichenlehrer im Gymnasium meinte, meine Begabung für den Beruf richtig einschätzen zu können. Er animierte mich, dieses Berufsziel anzustreben.

2. Welches Vorbild haben Sie?

Zu Beginn und während des Studiums war es Richard Neutra, dessen Architektur ich faszinierend fand. Später waren es Günter Behnisch und sein Team mit seiner offenen, demokratischen Architektur.

3. Was war Ihre größte Niederlage?

Beim Wettbewerb für den Flughafen Mün-

chen nach der Überarbeitung als einer der Preisträger letztendlich doch leer ausgegangen zu sein.

4. Was war Ihr größter Erfolg?

Über viele Jahre das Büro mit Partnern fast ausschließlich über Wettbewerbserfolge und daraus resultierende Aufträge betrieben zu haben. Dabei immer sämtliche Leistungen des Architektenleistungsbildes übernommen zu haben.

5. Was wäre Ihr Traumprojekt?

Gute zeitlose Architektur frei von Architekturmoden für die Nutzer zu schaffen.

6. Inwiefern haben sich Ihre Vorstellungen erfüllt?

Am Ende eines Berufslebens lässt sich rückblickend feststellen: Trotz mancher Enttäuschungen würde ich den Beruf sofort wieder wählen. Ich kann mir nichts anderes vorstellen: Eine Idee wachsen

zu sehen und letztendlich als reales Objekt übergeben zu können. Mehr kann man sich wohl nicht wünschen.

7. Was erwarten Sie sich vom BDA?

Kollegialität, Interessen und Verantwortung für die gebaute Umwelt gemeinsam gegenüber der Gesellschaft zu vertreten. Den Berufsstand in der Gesellschaft glaubwürdig und unverzichtbar zu machen. Die nächste Generation der Architekten mit genau dem gleichen Idealismus zu überzeugen, den man selber immer hatte.

NÜRNBERG AB 2014 OHNE BAUREFERAT

Die Initiative pro-stadtBAUmeister
Brigitte Jupitz

Man hatte es bisher vielleicht verdrängt, darüber nachzudenken und zu diskutieren, was die nach der Kommunalwahl 2008 getroffene Koalitionsvereinbarung im Nürnberger Rathaus bedeutet – aber im Frühsommer 2011 wurde im Zusammenhang mit dem Wechsel des Nürnberger Wirtschaftsreferenten zur NürnbergMesse in der Presse en passant wiederholt, was man sich hätte merken müssen: Die Position des Baureferenten in Nürnberg soll mit der Kommunalwahl 2014 abgeschafft werden. Im Verwaltungsjargon heißt so etwas Einsparungs- oder Konsolidierungsmaßnahme, beispielhaft praktiziert durch Einsparungen

an der Spitze. Eine Halbmillionenstadt ohne Baureferat, ohne einen hochqualifizierten Fachmann (bzw. Fachfrau), der/die gleichberechtigt mit den anderen Ressorts für die Zukunft der Stadt plant und Entscheidungen vorbereitet?

OBM Dr. Ulrich Maly gibt sich bisher unnachgiebig. Es gäbe noch kein Modell, wie die Aufgaben zukünftig verteilt würden – wobei verteilt schon der falsche Ansatz ist, denn Planen ist umfassend und ganzheitlich, genau das, was die Kernkompetenz der Architektenschaft und Stadtplaner ausmacht.

In Sorge um diese Entwicklung hat sich unter dem Motto pro-stadtBAUmeister ein Bündnis aller maßgeblich an Stadtplanung und Bauen beteiligten Verbände und Institutionen gebildet, das nach Veröffentlichung einer gemeinsamen Resolution im September dieses Jahres nun mit unterschiedlichen Veranstaltungen und Aktionen der Öffentlichkeit bewusst machen will, was eine derartige Entscheidung für alle Bürger bedeuten würde.

Die erfolgreiche Stadtentwicklung Nürnbergs ist zum großen Teil mit das Verdienst von engagierten und kompetenten Baureferenten, wie Heinz Schmeissner oder Otto Peter Görl.

Wir wissen, dass zukünftig der größere Teil der Bevölkerung in Städten oder städtischen Agglomerationen leben wird. Stadtregerungen haben ein hohes Maß an Verantwortung für die Daseinsvorsorge und müssen bestrebt sein, dies mit höchstmöglicher Fachkompetenz für ihre Bürger zu erfüllen.

Die Politik muss sich der Frage stellen, weshalb sie die Notwendigkeit fundierter, fachkompetenter, ganzheitlicher Planung nicht erkennt oder nicht erkennen will.

Die öffentliche Diskussion beginnt.

MIT DEM BDA IN MADRID

Ulrich Karl Pfannschmidt

Eine kleine Gruppe hatte sich zur Reise zusammengefunden, aus allen Kreisverbänden waren sie gekommen mit einer Ausnahme; seitdem der Münchner Oberbürgermeister Oberfranken in die Nähe von Aschaffenburg versetzt hat, traut sich dort niemand mehr, das Gebiet zu verlassen, weil er nicht weiß, wohin die Oberbayern es verschoben haben werden, wenn er zurückkommt.

Von solch regionalen Problemen abgesehen, stürzte sich die Gruppe in bestem Einvernehmen auf ein sehr gemischtes Programm, das neben einer Revision der besten älteren Bauten, wie den Torres Blancas oder dem Girasol, besonders die jüngsten Werke ins Visier nahm, allen voran die Baustelle der Königlichen Sammlungen von Mansilla und Tunon am Steilhang hinter der Kathedrale. Beim Besuch des großartigen Einbaus von Bibliothek und Hörsaalzentrum der Fernuniversität in die Ruinen der Piaristenschule San Fernando vom Architekten Ignacio Linazasoro zu hören, wie stark er von Hans Döllgast angeregt worden sei, weckte nicht geringes Erstaunen. Der Umgang mit alter Bausubstanz hat einige sehr interessante Projekte erzeugt, wie zum Bei-

spiel das Archiv der Region Madrid in einer alten Brauerei oder das Kulturzentrum Matadero im alten Schlachthof. Wie unser kenntnisreicher und freundlicher Kollege und Stadtführer Clemens Eichner berichtete, erfreut sich unterdessen auch die neue Parklandschaft beiderseits des Rio Manzanares zunehmender Beliebtheit bei den Bürgern, die nun statt zweier vier- bis sechsspurigen Autobahnen eine mannigfaltige Erholungslandschaft vor sich haben. Die Stadtverwaltung, die das Werk vor einem Jahr in Betrieb nahm, ohne sich in einer förmlichen Eröffnung dazu zu bekennen, traut sich langsam ihren Stolz öffentlich zu zeigen.

Wenn sich im Stadtkern von Madrid die stupenden Großbauten drängen, an der Spitze die Museen, so zeigt sich doch auch in den weit außen liegenden neuen Wohnvierteln Erstaunliches an Architektur, weithin unbekannt, weil die Viertel außerhalb der Stadtpläne liegen. Besuche in den Vierteln Sanchinarro, Carabanchel, Vallecas oder Tres Cantos erwiesen sich zum Bedauern der jüngeren Kollegen als zu kurz für die Vielfalt.

Ausflüge nach El Escorial, La Granja, Segovia, Toledo und Aranjuez, wo neben der alten Pracht auch Neues entstanden ist, rundeten die Reise ab. Sie boten Gelegenheit, ein wenig in die Kultur der Spanier einzutauchen. Küchen und Keller förderten die Tauchübungen auf das Erfreulichste.

Wer Madrid vor fünfzehn Jahren gesehen hat, ist verwundert über die großen Veränderungen, die eine verschlafene Schönheit zur echten Konkurrentin von Barcelona geweckt haben. Ein großartiges Bus- und Metronetz, eine fußgängerfreundliche Innenstadt, schöne Plätze und zahllose Attraktionen schaffen eine urbane

Qualität, die ihresgleichen sucht. Zweifellos hat dies viel Geld gekostet, und die Finanzkrise beutelt auch die Spanier. Aber es ist mehr als ein Frühstück entstanden. Als Resümee der Reise sage ich, etwas von dem Mut der Spanier würde uns und unserer Architektur sehr gut tun.

FÖRDERBEITRAG

Die 2008 erarbeitete Beitragsreform rückte die persönliche Berufung in den BDA wieder in den Vordergrund. Die Mitgliedsbeiträge allein können allerdings den finanziell erforderlichen Rahmen für die Aktivitäten der Landesverbandes und der Kreisverbände nicht abdecken. So bedarf es eines Förderbeitrags, der insbesondere von größeren Büros, die gegenüber der bisherigen Regelung profitieren, erwartet wird. Auf diesem Weg dankt der Verband den aufgeführten Mitgliedern für die Unterstützung der Arbeit an den Zielen des BDA im Landesverband.

2009

Blauhaus Architekten, Mathias Kreibich, Nürnberg
doranth post architekten GmbH, München
Brückner Architekten, Laurent Brückner, München
Fritsch + Tschaidse Architekten, München
Landherr Architekten, München
Horstmann und Partner, Bayreuth
Johannsraum Architekten, A. Emminger, Nürnberg
RRP Architekten + Ingenieure, München
Architekturbüro B. Reiszky, Deggendorf
A + P Architekten, H. Dickhoff, München
Meyer & Partner, Bayreuth

2010

BMBW Architekten BDA + Partner, Brechensbauer + Weinhart, München
Hetterich Architekten, Würzburg
RitterBauerArchitekten GmbH, Aschaffenburg

Hagen GmbH, Nürnberg
Architekten Peter u. Christian Brückner, Tirschenreuth
Fritsch + Tschaidse Architekten, München
Allmann Sattler Wappner, München
DMP Architekten, Horst Mauder, München
Landherr Architekten, München
Lauber + Zottmann Architekten GmbH, München
doranth post architekten GmbH, München
Horstmann und Partner, Bayreuth
Dömges Architekten AG, Regensburg

2011

WEP – Effinger Partner, München
Ackermann und Partner, München
doranth post architekten GmbH, München
Brückner Architekten, Laurent Brückner, München
Horstmann und Partner, Bayreuth
Dömges Architekten AG, Regensburg
Landherr Architekten, München
Architekt Otto Schultz-Brauns, München
K+P Architekten/Stadtplaner, München
HAID + PARTNER, Nürnberg
Fritsch + Tschaidse Architekten, München
Allmann Sattler Wappner, München
Lauber + Zottmann Architekten GmbH, München
Bernhard Heid Architekten BDA, Fürth
Hagen GmbH, Nürnberg
Architekten Peter u. Christian Brückner, Tirschenreuth

Hauptstelle Kreissparkasse Ludwigsburg

Architekten: KBK Architekten, Stuttgart

Klinker-Riegelformat

Farbe: Tiana ungeflammt

Format: 450/115/40 mm



Klinker-Riegelformat

GIMA
Qualität aus Ton

Individuell auf Ihr Bauvorhaben abgestimmt, bieten wir Ihnen aus dem

GIMA-Fassadensortiment:

- Klinker / Vormauerziegel
- Klinker-Riegelformate
- EURO-Modul Klinker
- Altbaierische Handschlagziegel
- Terrakotta-Fassaden

in vielen Farben, Formaten und Oberflächen.

Girnghuber GmbH

Ludwig-Girnghuber-Straße 1

84163 Marklkofen

Telefon +49 (0) 87 32 / 24 0

Telefax +49 (0) 87 32 / 24 20 0

www.gima-ziegel.de

VIRTUELL

Klaus Friedrich

Sonntagabend im Ersten bei einer Buchrezension sieht man ihn gewöhnlich, den Schwaben. Letztens in der Wildnis Islands aus einem Auto steigend, um im nächsten Moment seinen Interviewpartner, den Schriftsteller Kristof Magnusson, an einem Heißwasserpool im Nirgendwo zu begrüßen. Während er, der Rezensent, im Anzug mit darübergestülptem Bademantel am Rand steht, sitzt der Schriftsteller bereits badebehost im warmen Wasser. Dem leidgeprüften Zuschauer drängt sich ein jäher Verdacht auf. Er wird doch nicht – der schöne Anzug! Ist das wahr? Leider – Ja! So steigt der Kritiker zum Interview ins warme Nass. Im Anzug mit Krawatte und Schuhen.

Welch krampfhaftes Inszenieren für eine Buchbesprechung!

Zu Glattauers Roman „Gut gegen Nordwind“ führen einen nicht derartige Bildkapriolen. Er lebt von dem Dialog zweier Personen via E-Mail, den ein Zufall in Gang bringt. Ein Tippfehler in der Adresszeile lässt eine Nachricht in der Mailbox eines Fremden landen, der darauf amüsiert antwortet. Dies bildet den Anfang eines äußerst kunstvollen Briefwechsels zwischen einer Frau und einem Mann. Sie kennen sich nicht und werden sich bis zum Ende auch nicht begegnen.

Man mag sich fragen, wie fiktiv der Roman ist, analysiert man die Detailtreue der emotionalen Verstrickungen, die Präzision der Einlassungen von zwei Menschen, die sich nur im künstlichen Raum zugeschaltet sind. Aus der Einfachheit von „RE“- und „AW“-Abfolgen entstehen faszinierendste und facettenreichste Persönlichkeitsbilder, dank des Einfühlungsvermögens des Autors in die inneren Welten der Beiden. So geht es in allen Gefühlslagen hin und her. Auf die schonungsloseste Offenbarung, die ernüchterndste Analyse menschlicher Schwächen folgt nicht das Ende der Kommunikation, sondern eine Überraschung. Dem Leser ist so höchster Genuss bei der Lektüre gewiss. Und jedem, dem das Ende zu desillusionierend ist oder der Lust auf eine Fortsetzung des Dialogs der Beiden verspürt, seien „Alle sieben Wellen“ empfohlen.

Glattauer, Daniel, Gut gegen Nordwind. München: Goldmann 2006 und Glattauer, Daniel, Alle sieben Wellen, München: Goldmann 2009

ERNST MARIA LANG 95

Lutz Heese

Vier Jahre lang konnte ich als junges Mitglied der Vertreterversammlung und des Finanzausschusses unter, mit und für Präsident Ernst Maria Lang arbeiten. Bewundernswert seine begnadete Mischung aus hartnäckiger Zielstrebigkeit, starken Nerven und treffsicherem Humor. Letzterer konnte in der Vertreterversammlung gelegentlich auch ziemlich wirksam gegen unliebsame Debattenredner eingesetzt werden, zum Beispiel: „Haben Sie jetzt ausgeredet, Herr Kollege, sind Sie fertig? ... Gut, also bevor ich zur Sache komme: Was regen Sie sich eigentlich immer so auf, in Ihrem hohen Alter! Das ist sehr ungesund!“ Nach erfolgreicher Arbeit kam schon mal die Frage: „Haben wir eigentlich noch einen

Champaninger?“ Meist konnte sie mit „Ja!“ beantwortet werden. In diesem Sinne erheben wir unser Glas auf Dich!

Herzlichen Glückwunsch, lieber Ernst Maria, und immer wieder unseren großen Dank und unsere Bewunderung für die 20 angefüllten Jahre, in denen Du die Kammer aufgebaut hast und ihr vorgestanden bist. Deine einzigartige Leistung ist das Fundament, auf dem die Bayerische Architektenkammer gründet und auf dem wir weiterbauen. Danke auch für Deine immer wohlwollende Begleitung unserer Arbeit für die Kammer.

Dir und uns allen wünsche ich, dass wir noch recht lange das Privileg Deiner Ehrenpräsidentschaft in Anspruch nehmen dürfen und hoffe, dass auch Du daran Freude hast. Dank auch Dir, liebe Erika, wir wissen unseren Ehrenpräsidenten bei Dir in den allerbesten Händen, bleibt uns bitte beide gewogen!

CHRISTOPH HACKELSDERGER 80

Erwien Wachter

„Die höchste wie die niedrigste Form der Kritik ist eine Art Selbstbiographie“ stellte dereinst Oscar Wilde in seinem Vorwort zu „Das Bildnis des Dorian Gray“ fest. Es wäre also spannend gewesen, die zahlreichen Architekturkritiken von Christoph Hackelsberger daraufhin zu durchleuchten – vorausgesetzt es gäbe eine leicht zugängliche Textsammlung. Stattdessen bleibt hier nur der Versuch, seine Person auf der Grundlage anregender Gespräche mit ihm und von Texten über ihn wenigstens fragmentarisch zu erschließen.

Christoph Hackelsberger gelang es regelmäßig, der juristisch geprägten Strenge des Elternhauses zu entweichen. Dass der Weg ihn immer wieder auf den Platz vor dem Münster der Heimatstadt Freiburg führte, verlangte zwar die Tätigkeit als Messdiener, doch da war noch etwas anderes: magisch zog dort der Turmhelm seinen Blick hinauf zum gotischen Maßwerk mit seiner unbeschreiblichen Faszination. Die Zeitschrift *Bauwelt* wusste etliche Jahrzehnte später zu berichten, dass dieser Anblick ihn lange schwanken ließ, ob lieber der Kirche ein treuer Ministrant erhalten bliebe, oder eines Tages doch ein Architekt

ein Werk beginnen sollte. Nicht ausdenken wollte sich die *Bauwelt*, welche Ambitionen sich wohl vor Chartres entwickelt hätten. Ausreichend Ermutigendes strahlte offensichtlich dieser Eindruck in Freiburg aus, das ihn bewog, ein Architekturstudium zu absolvieren und mit einer Promotion abzuschließen. München wurde ihm zur zweiten Heimat.

Vom zu Hause zwar gut fürs Leben gerüstet, zu einem wachen Geist erzogen und mit einem fundierten Wissen ausgestattet, war er auf eines nicht vorbereitet: zwischen dem Bauen selbst und dem Beschreiben des architektonischen Geschehens hin und her gerissen zu werden. Freischaffend entstanden Sozialbauten für Kinder, Alte und Behinderte, gelegentlich wurde auch ein Industriebau erfunden. „Neues Bauen in alter Umgebung“ und die Restaurierung historischer Bauten rückten immer mehr in den Mittelpunkt.

Vielleicht waren es ja auch die „Fürstenrieder Gespräche“ mit seinen Zeitgenossen im Hartsteinhof, die Christoph Hackelsberger ermutigten, schließlich die Symbiose eines zweigliedrigen Lebenswegs zu wagen: das reale Bauen hier, die kritische Beschreibung der auffälligen Phänomene des Bauens dort. „Ein Architekt sieht München“ bewegte mit regelmäßigen Beiträgen im Münchner *Stadtanzeiger* eine breite Öffentlichkeit zu einem lebendigen Blick auf das bauliche Geschehen der Landeshauptstadt. Zahlreiche Beiträge zur Geschichte und zu den Inhalten von Architektur in der Fachpresse kennzeichnen sein unermüdliches Engagement gepaart mit unerschrockener Zivilcourage, die persönliche Nachteile für den freiberuflich tätigen Architekten nicht scheute. Drei Jahrzehnte Architekturkritiken für die *Süddeutsche Zeitung*, die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* und die *Welt* am Sonntag prägten eine Epoche.

Nie bewarben sie ein schlechtes Gewissen, sondern kämpften unermüdlich um die Pflege baukulturellen Bewusstseins im historischen Kontinuum. Moderner Zweck- und Wohnungsbau, nicht das Bauen Stein um Stein, sondern Typisiertes, Modulares oder Vorgefertigtes bewegten ebenso wie die intensive Auseinandersetzung mit der Stadtentwicklung und Stadtsilhouette Münchens. Auch wenn die kritische Sicht nicht immer das Wohlwollen Betroffener fand, konnte doch gelegentlich in nobler Geste ein überreicher Blumenstrauß die Kollegenschelte besänftigen.

Noblesse als Markenzeichen und ein unermüdliches Interesse an sich vertiefenden Einsichten auf der Suche nach Erkenntnis begleiteten seinen Weg, und so blieben zahlreiche Ämter, Auszeichnungen und Ehrungen nicht aus: die Honorarprofessur an der Akademie der Bildenden Künste München, Landesvorsitzender des BDA, die Mitgliedschaft in der Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste, BDA Preis Bayern, BDA-Preis für Architekturkritik, Förderungspreis Baukunst der Berliner Akademie der Künste und die Denkmalprämierung Mittelfranken für das Fachkrankenhaus Weihermühle, Mitglied des

Beirats für Stadtgestaltung Berlin, des Gestaltungsbeirats der Städte Salzburg und Ingolstadt und Mitglied der Academia Scientiarum et Artium Europaea.

Ob nun insgesamt betrachtet mehr von dem Architekten Christoph Hackelsberger oder dem Architekturkritiker zu reden ist, darauf soll keine Antwort gegeben werden. Eins aber ist gewiss: Niveau zeichnet das Gebaute aus, markiert das Geschriebene und macht jede Begegnung mit ihm zu einer Bereicherung. Deswegen wäre eine Sammlung seiner geschriebenen Kritiken auf jeden Fall eine gute Sache.

HELMUT GEBHARD 85

Manfred Brennecke

Am 17. November 2011 konnte Professor Dr. Ing. Helmut Gebhard, emeritierter Ordinarius für Entwerfen und ländliches Bauwesen an der TU München, seinen 85. Geburtstag feiern. Wer den Spruch Helmut Gebhards in der Entwurfslehre noch im Ohr hat „Etwas Schönes kann gar nicht lang genug sein“, wird ihn heute neu interpretieren können. Und wir möchten uns ihm aus vollem Herzen anschließen, wenn wir unsere Gratulation mit den besten Wünschen für Gesundheit, Lebensfreude und Kraft in den weiteren Lebensjahren verbinden.

„Das Horoskop der Architektur sieht nicht gut aus“, urteilte im Jahr 1958 Alvaar Aalto. Wer wird heute diesem Urteil widersprechen wollen? Helmut Gebhards großes Verdienst ist es, dass er sich auch nach dem Ausscheiden aus der Hochschule bis heute in unverzichtbarer Weise für die Belange der Baukultur eingesetzt und beharrlich und mahnend für sie gekämpft hat. Grundlegend ist dabei seine tiefe Überzeugung, dass Städtebau und Architektur mit Fragen der Ökologie, der Umwelt und der sozialen Gestaltung eng verknüpft sind und so einen unübersehbaren Einfluss auf die Menschen und die Gesellschaft ausüben. „Erst prägen die Menschen die Bauten, dann prägen die Bauten die Menschen.“

Im Museum für Kunst und Design in Nürnberg ist bis zum 29. Januar 2012 die sehr interessante Ausstellung **„Kleine Bauten der Infrastruktur – wie das Unsichtbare sichtbar wird“** zu sehen. Karl-Ulrich Pfannschmidt stellte die Projekte zusammen und konzipierte zur Ausstellung einen übersichtlichen und gut gestalteten Katalog, den die Stiftung des BDA Bayern herausgibt.

„... verschwinden und nur die Pflanzen widerspiegeln“, soll künftig nach den Vorstellungen der Architekten Wong Mun Summ und dem Australier Richard Hassell das Singapurische Büro- und Hotelensemble „Parkroyal on Pickering“. Die Architekten aus Singapur, die mit dem Kürzel WOHA firmieren, wurden bereits mit vielen internationalen Preisen ausgezeichnet. Für sie steht die Durchdringung

von Gebäude und Landschaft, von Innen- und Außenräumen im Mittelpunkt ihrer architektonischen Ansätze. Manche ihrer Bauten erinnern an kühne Zukunftsvisionen, in denen sich Pflanzen die Umwelt zurückerobern. Themen wie Mehrwert Gemeinschaftsfläche sowie Durchlässigkeit für Klima und Natur werden nun in der ersten monografischen WOHA Ausstellung **„Architektur atmet“** im Deutschen Architekturmuseum in Frankfurt präsentiert. Beispiele tropisch-offener Einfamilienhäuser, grüner Hochhäuser, die Singapurische School of the Arts, oder das zukunftsweisende Wohnhochhaus The Met in Bangkok, das 2010 mit dem Internationalen Hochhaus Preis ausgezeichnet wurde, werden neben zahlreichen unvollendeten Projekten vorgestellt. Die Ausstellung dauert noch bis 29. April 2012

Nach Angaben des Bayerischen Staatsministeriums des Innern wurden im ersten Halbjahr 2011 für insgesamt **25.105 Wohnungen** Baugenehmigungen erteilt oder Genehmigungsfreistellungsverfahren abgeschlossen. Gegenüber dem Vorjahreszeitraum bedeutet das eine Steigerung um 31,2 Prozent. Allerdings beziehen sich diese prozentualen Veränderungen auf das niedrige Vorjahresniveau. Besonders deutlich ist die Aufwärtsentwicklung in den Großstädten. Hier liegt die Steigerung im Schnitt bei 56 Prozent. Die Zahl der Baufreigaben von Wohnungen in Einfamilienhäusern stieg um 26,7 Prozent auf 10.172, von Wohnungen in Zweifamilienhäusern um 12,5 Prozent auf 2.058 und von Wohnungen in Mehrfamilienhäusern um 42,1 Prozent auf 9.959.

Es ist still geworden um die HOAI, aber Irrtum, hinter den Kulissen wird weitergekocht. Der AHO tagte und sein Vorstandsvorsitzender Ernst Ebert betonte erwartungsgemäß die positive Zusammenar-

beit mit dem Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (BMVBS) und dem Bundesministerium für Wirtschaft und Technologie (BMWi). Mit dem Abschlußbericht des AHO der sich auf umfangreichen Arbeiten zur Aktualisierung und Modernisierung der HOAI-Leistungsbilder stütze, stehe der Abschluss des ersten Teils der **7. HOAI-Novelle** unmittelbar bevor. Darin zeichnen sich nunmehr tragfähige Lösungen für praxisrelevante Bereiche wie z. B. Planen im Bestand, Örtliche Bauüberwachung für Ingenieurbauwerke und Verkehrsanlagen, Städtebaulichen Entwurf, Brandschutz sowie die erhöhte Vergütung der Ausführungsplanung bei Wasserbauwerken ab. Der AHO-Vorsitzende und appellierte auch an die Politik, die Honorarsätze der HOAI nun endlich marktgerecht anzupassen. Die Honorarsätze der HOAI wurden seit 1996 einmalig pauschal um zehn Prozent angehoben. Ab Mitte dieses Jahres wird das BMWi wieder einmal ein Gutachten zur Honorarhöhe und –struktur beauftragen, das Mitte 2012 vorliegen soll. Die 7. HOAI-Novelle soll bis 2013 abgeschlossen sein.

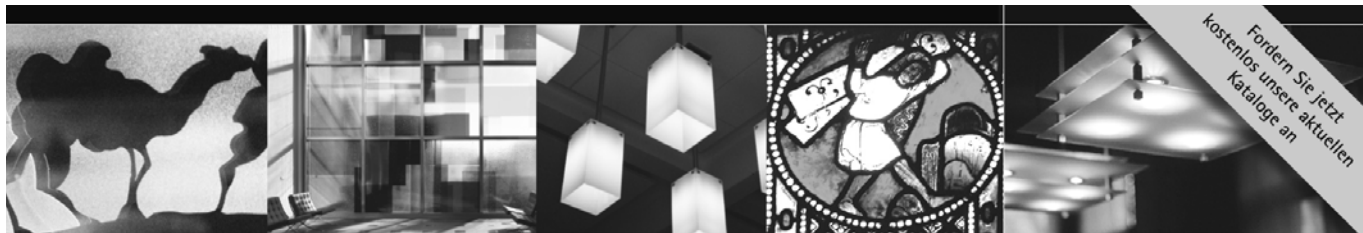
„Viel Glück“ oder „viel Erfolg“ klingt dem Ratsuchenden auf seinen häufigen Weg durch die Flure der Münchner Lokalbaukommission entgegen. Losglück kann kaum gemeint

sein, es sei denn, es ist die gezogene Nummer zur Festlegung der Reihenfolge der Wartenden im Servicebereich, insbesondere dann, wenn sich die Zahl der Vorgänger durch schnellen Beratungserfolg rasch dezimiert. Um einen gewünschten Wettbewerbserfolg kann es sich an diesem Ort auch kaum handeln. Was ist also gemeint? Schließlich geht es ja in der Regel um eine zügige Bearbeitung eines Vorbescheids oder eines Baugesuchs. Dass es dabei weder um Glück noch Erfolg gehen kann, scheint auf der Hand zu liegen. Also nicht die Sorge darum, als Ort des unlauteren Glücksspiels abgestempelt zu werden, sondern in der begrüßenswerten Absicht, eine problemlosere Bearbeitung der Anträge zu erreichen, bietet das Referat für Stadtplanung und Bauordnung – Lokalbaukommission seit dem 2. November 2011 eine **neue Form der Baubearbeitung** an: Wie gehabt können vor Bauantragsstellung baurechtliche und genehmigungsrechtliche Fragen im Servicezentrum geklärt werden. Insofern nichts Neues. Bei kleineren Bauvorhaben besteht nunmehr vor Einreichung des Bauantrags aber die Möglichkeit die Vollständigkeit der Unterlagen im Servicezentrum prüfen zu lassen. Und, um unnötige Wege und Wartezeiten zu vermeiden und mehr Zeit für die Bearbeitung der Bauanträge zu sichern, werden künftig nur noch Besprechungstermine mit den Sachbearbeitern in den Teams nach Vereinbarung möglich sein. Es bleibt den „Kunden“ und den „Neuerern“ zu wünschen, dass zukünftig eine ausreichend verfügbare Anzahl kooperativer Sachbearbeiter zur Verfügung steht und sich zudem durch deren Erreichbarkeit der beabsichtigte Erfolg einstellt. Die zusätzliche Sprechzeit am Dienstagnachmittag trägt gewiss auch noch zu einer Entspannung bei. Viel Glück also.

Peter Ramsauer begrüßte jüngst die Entscheidung des Parlaments, den Kommunen 455 Millionen Euro für die sechs Programme der **Städtebauförderung** und weitere 92 Millionen Euro für das neue Programm zur **energetischen Stadtsanierung** bereit zu stellen. Die Bundesmittel für die Städtebauförderung hatten ihren Höchststand im Jahre 2009 mit 570 Mio Euro, zuzüglich 300 Mio. Euro aus dem Investitionspakt und 150 Mio. Euro für das Welterbe. Die Bundesmittel verteilen sich 2012 auf die sechs Förderprogramme folgendermaßen: Die Soziale Stadt 40 Mio, den Stadtumbau 153 Mio, 93 Mio aktive Stadt- und Ortsteilzentren, den städtebaulichen Denkmalschutz 92,1 Mio, 44,4 Mio für kleine Städte und Gemeinden, und für Sanierung und Entwicklung 32,1 Mio. Einerseits ist es zu begrüßen, dass der Förderbetrag verstetigt werden soll, andererseits geht die Reduktion der Fördermittel seit 2009 unverkennbar zuletzt auch zu Lasten der daraus resultierenden Bauvolumen zurück.

Etwa 70.000 Gerichtsverfahren beschäftigen derzeit jährlich die Deutschen Gerichte in Bau- und Architektenangelegenheiten. Dass Unzufriedenheit nicht nur darüber, sondern auch über den Verlauf der Verfahren besteht verwundert nicht weiter. Also Grund genug

für eine Veranstaltung der Bayerischen Ingenieurekammer-Bau, die sich mit den Möglichkeiten befasste, wie **Streitigkeiten im Bauwesen** partnerschaftlich, zügig und kostensparend beigelegt werden können. Was bislang bei den Baubeteiligten immer noch wenig bekannt ist, gibt es verschiedenste Instrumente zur außergerichtlichen Beilegung von Konflikten. Mit Mediation, Schlichtung, Schiedsgutachten, oder Adjudikation sind Methoden verfügbar, mit denen umfassende Lösungen zur Zufriedenheit aller beteiligten Parteien herbeigeführt werden können. Diese Verfahren sind vertraulich sowie nicht öffentlich und werden unparteiisch und unabhängig geleitet. Die zunächst nicht bindenden Verfahren gelten in Kombinationen als wirksame Mittel der außergerichtlichen Streitbeilegung. Zudem bietet die Oberste Baubehörde zukünftig eine derzeit im Test befindliche Einrichtung einer Baubegleitenden Einigungsstelle (BEST) an. Das noch am wenigsten bekannte Verfahren der Adjudikation stammt aus England, wo es seit dem 1. Mai 1998 auch verpflichtend ist und mit großem Erfolg angewandt wird. Hierbei handelt es sich um ein ausgesprochen schnelles Verfahren, das innerhalb kurzer Zeit – in England sind 28 Tage vorgeschrieben – zu einer Entscheidung kommen muss. 80 Prozent der getroffenen Entscheidungen werden gerichtlich nicht mehr überprüft, was für die hohe Kompetenz dieses Verfahrens spricht. Allerdings ist die zustande gekommene Entscheidung durch staatliche Gerichte oder ein Schiedsgericht korrigierbar.



Fordern Sie jetzt
kostenlos unsere aktuellen
Kataloge an

Faszination aus Licht und Glas

Leuchtenmanufaktur

Leuchten geben nicht nur Licht, sie bestimmen auch maßgeblich die Wahrnehmung eines Raumes. Unser Programm an Leuchten deckt fast alle Einsatzmöglichkeiten von modern bis historisch ab. Bei Bedarf entwickeln wir darüberhinaus auch gerne mit Ihnen eine individuell auf Ihre Bedürfnisse abgestimmte Leuchte.

Architekturglas

Der Einsatz von Glas in der Architektur als Gestaltungsmittel bietet faszinierende Möglichkeiten. In Zusammenarbeit mit Künstlern & Architekten realisieren wir Ihre Ideen und Entwürfe. Durch unsere langjährige Erfahrung auch im Bereich Restaurierung im Umgang mit dem Werkstoff Glas sind dabei Ihrer Phantasie kaum Grenzen gesetzt.



ROTHKEGEL
GLASWERKSTÄTTE & LEUCHTENMANUFAKTUR

Huberstrasse 2a
D-97084 Würzburg
E-mail: mail@rothkegel.com
Internet: www.rothkegel.com
Telefon: +49 (0)9 31 - 6 00 96 - 0
Telefax: +49 (0)9 31 - 6 00 96 - 19

IMPRESSUM

Herausgegeben vom Arbeitskreis für Presse und Information im Landesverband Bayern des BDA

Die BDA-Informationen erscheinen in unregelmäßiger Folge viermal im Jahr und können im Jahresabonnement für EUR 16,00 incl. Porto beim Arbeitskreis für Presse und Informationen, Geschäftsstelle des BDA-Landesverbandes Bayern, Türkenstraße 34, 80333 München, Telefon 089-186061 bezogen werden.

Redaktion:

Dipl.-Ing. Klaus Friedrich, Dipl.-Ing. Michael Gebhard, Dipl.-Päd. Monica Hoffmann, Prof. Dr.-Ing. Wilhelm Kücker, Dr.-Ing. Cornelius Tafel, Dipl.-Ing. Erwien Wachter

Autoren:

Dipl.-Ing. Manfred Brennecke, Bad Birnbach; Dipl.-Ing. Lutz Heese, München; Dipl.-Ing. Fritz Hubert, München; Dipl.-Ing. Brigitte Jupitz, Nürnberg; Dipl.-Ing. Ulrich Pfannschmidt, Gerbrunn

Verantwortlich für dieses Heft:

Dipl.-Ing. Erwien Wachter

Die vom Autor vertretene Auffassung ist nicht unbedingt mit der des Herausgebers identisch.

Layout: Sabine Seidl

Textredaktion und Gestaltung: Monica Hoffmann

Druck: Ortmaier Druck GmbH, Frontenhausen

Einsendungen werden an den Arbeitskreis für Presse und Information erbeten als Word-Datei per E-Mail an sekretariat@bda-bayern.de, per Fax an 089-184148 oder per Post an den BDA Bayern, Türkenstraße 34, 80333 München.

**BUND DEUTSCHER ARCHITEKTEN
LANDESVERBAND BAYERN**